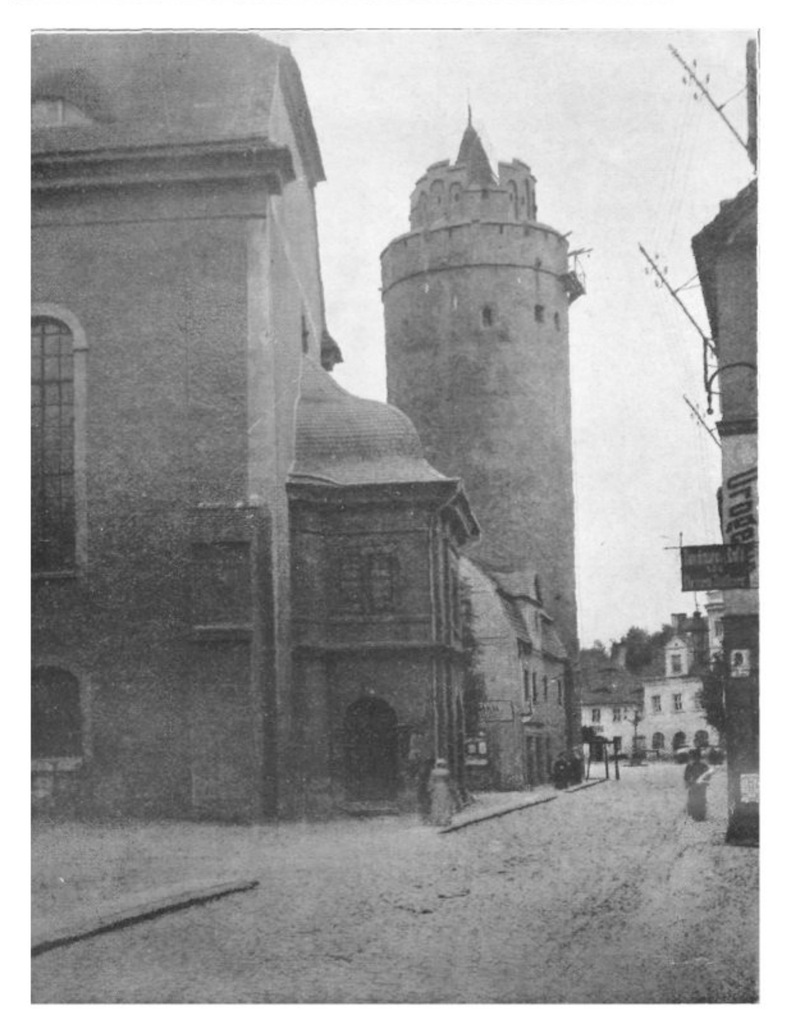





phot. Soboczik in Neiße

Gedenkstein für Friedrich den Großen in Neisse



phot. A. Matzdorff in Berlin

Der Brüderturm in Lauban

## Der Oberpräsident von Schlesien Dr. von Guenther

Anläßlich der Uebernahme des Oberpräsidiums unserer Heimatprovinz durch Dr. von Guenther beeilten sich zahlreiche Zeitschriften, ein Bild des neuen Oberpräsidenten zu bringen. Es war dies um so verwunderlicher, als eine Anfrage uns von der Tatsache Kunde brachte, daß sich Dr. von Guenther während der letzten 30 Jahre seines Lebens überhaupt nicht photographieren ließ. Wir sind heute jedoch in der Lage, unseren Lesern ein Bild des höchsten Beamten unserer Provinz vorzuführen, das Herr Hofphotograph Götz eigens für unsere Zeitschrift aufnehmen durfte.

## Gedenkstein für Friedrich den Großen in Neiße

Im ersten Schlesischen Kriege lag Friedrich II. viel an der Einnahme von Neiße. Im Winter, Anfang Januar 1741, ließen sich die ersten preußischen Truppen vor Neiße blicken. Am 18. Januar eröffnete der König das Bombardement.

Die Stelle nun in dem heutigen „Fort Preußen", von der aus eine preußische Batterie die Stadt zuerst bombardierte, hatte der König selbst gewählt. Zur Erinnerung daran ist der eigenartige Gedenkstein gesetzt worden, von wem ist unbekannt. Die Inschrift lautet: Den 18. Januar F II.

## Lauban

Wie die Sage geht, waren zur Zeit Heinrich I. Slaven (Sorben und Daleminzier) nach Meißen und Umgegend eingewandert und hatten sich dort niedergelassen. Noch heut begegnet man in der Ober- und Niederlausitz Volksresten wendischer Abstammung, worauf man schon die sächsischen Geschichtsschreiber aufmerksam gemacht hatte. Lauban, früher Luban, hieß als slavisches Dorf Hlubyn (Hlub, Laub, Wald) = Waldort, Waldau oder Hlubnia (zu ergänzen woda = Wasser) was in der Tiefe fließendes Wasser also Tiefenbach bedeuten würde. Damals waren die Wohnhäuser der Slaven aus Baumstämmen zusammengesetzte Blockhäuser. Die Frauen beschäftigten sich mit Viehzucht und fertigten die Gewänder an. Die Männer gingen auf die Jagd oder auf Raubzüge. Diese Räubereien veranlaßten die sächsischen Kaiser, wie Heinrich I. und Otto I., in das Land der Wenden einzufallen und sie zu unterwerfen (919 bis 976). Um nun das eroberte Land gegen den Einfall der Nachbarn zu schützen, wurde in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts eine Burg gegründet. Durch Zuzug der Bauern, die Schutz darin vor Räubern suchten, entstand allmählich nach mehreren Jahrhunderten ein ansehnliches Dörfchen. Im Jahre 965 begann die Bekehrung der Slaven teils auf friedlichem Wege, teils auf gewaltsamem durch das Schwert. Kirchen wurden erbaut, die wieder zum Teil dem 30jährigen Kriege zum Opfer fielen und später wieder aufgebaut oder restauriert wurden. 1188 wurde das Dorf durch Boleslaus Altus (den Langen) zur Stadt erhoben, aber kurz darauf kam diese als Lehen an Böhmen. König Wenzel aber überließ sie Otto III., dem Markgrafen von Brandenburg, als Heiratsgut. So hatte das Ende des 12. Jahrhunderts eine große Umwandlung mit sich gebracht. In diese Zeit fiel auch die Gründung des Franziskanerklosters. Als die Stadt 1318 befestigt wurde, erbaute man anschließend an das Kloster den Brüderturm, der, wie auf unserem Bilde ersichtlich, noch heut als Zeuge alter Zeiten jedem Verfall getrotzt hat. Im Jahre 1431, im Hussitenkriege, war auch das Kloster nicht verschont geblieben. Dann kam die Pestzeit, die bis auf 2 Mönche alle Brüder hinwegraffte, und im Jahre 1554 fiel der Bau einem Stadtbrande zum Opfer.

Am Ende des Mittelalters ist unser Städtchen eine kleine, trotzige Festung mit zwei Meter starken Mauern, Türmen und Zinnen. Das Franziskaner- und Nonnenkloster, sowie das 1537—39 errichtete Kornhaus (Salzhaus) ragen als feste Gebäude über die Stadtmauer hinaus. Der Brüderturm ist 45 Meter hoch und 3,75 Meter stark, aber auch die Türme der Dreifaltigkeitskirche, der Krämerturm und der Turm der Frauenkirche sind Wahrzeichen der kleinen Stadt. Die Wohnhäuser sind teils unscheinbar, teils wie kleine, feste Burgen mit Türmen und Erkern verziert. Ueber den Haustüren ist entweder das Wappen oder ein Sinnbild des Handels, kunstvoll

ausgeführt, angebracht. (Siehe Bild auf S. 203.) Das Rathaus ist an der Vorderseite mit schönen Portalen versehen, eins leider zur Hälfte zugemauert und in ein breites Fenster umgewandelt. Akanthusblatt und Weinlaub schlingen sich als kunstvolle Ornamente um die Vorderflächen der Pilaster. Noch herrlicher ist das Treppenportal von 1543. Die Deckenwölbungen im Innern und die kunstvollen Steinarbeiten machen dieses Bauwerk zu einem der schönsten Denkmäler mittelalterlicher Baukunst. Im Jahre 1690 wurde das Gebäude durch den Blitz zerstört, dann durch Feuer abermals verwüstet, später aber wieder restauriert und umgebaut.

Im 16. Jahrhundert erwarb die Stadt mehrere Dörfer. Als besonders verbreitetes Handwerk war schon damals und ist noch jetzt die Leinen- und Baumwollenweberei zu nennen. Heut sieht man große Fabriken mit rauchenden Schornsteinen, die besonders Taschentücher fabrizieren, und mächtige Bleichen außerhalb der Stadt. 1525 nahm auch Lauban die Lehre Luthers an, und als in Deutschland der Drang nach Bildung entstand, wurde in Lauban eine Gelehrtenschule gegründet. 1547 erlitt die Stadt einen Schaden von 300 000 Mark durch Verurteilung zum Schadenersatz an den Kaiser. Es war der sogenannte Pönfall. Dann kamen der 30jährige Krieg, Pest, Hungersnot und Brand; Blüte und Reichtum waren für lange dahin. Erst nach 1815, als Lauban preußische Stadt wurde, konnten die abgebrannten Gebäude aufgebaut und Handel und Gewerbe wieder in Frieden gepflegt werden.

A. Matzdorff in Berlin

## Volkskunde

**Volkskundliches aus der Laubaner Gegend.** Wer zum ersten Male unsere Heimat bereist und das Volk in seiner Sitte und Sprache beobachtet, der wird bald mit Erstaunen feststellen können, daß unser Dialekt nicht wie der anderer deutscher Sprachstämme, wie der sächsische, schwäbische, bayrische, wie der plattdeutsche und Wiener Dialekt Gemeingut aller Stände ist, sondern rein fast nur von der ländlichen Bevölkerung gesprochen wird, daß von den gebildeten Kreisen der Stadtbewohner das Hochdeutsche bevorzugt wird, während in den niederen Ständen ein schauderhaftes Gemisch von Dialekt und Hochdeutsch zur Herrschaft gelangt ist. Der Beobachter mag in dieser Erscheinung eine Erklärung für die Abneigung und Geringschätzung finden, mit der man unsern Dialekt noch vielfach, sogar in Schlesien selbst, behandelt. Und doch wird man auch ihn, bei näherer Vertrautheit mit ihm, schätzen und lieben lernen und über die Mannigfaltigkeit der Ausdrucksweise, die er ermöglicht, staunen.

Mit dem schlesischen hat unser Lausitzer Dialekt die Verdunkelung des Selbstlautes a in oa gemeinsam. Oft genug werden sogar die Selbstlaute miteinander vertauscht, besonders u mit i und umgekehrt. Der Lausitzer stolpert über eine „Wirzel", ißt gern saure „Girken" und feiert seinen „Gebirtstag". Dagegen kauft er sich einen „Schurm," geht in die „Kurche" und singt zur Weihnachtszeit von den redlichen „Hurten", die an der Krippe knieen.

Gleich andern Volksgenossen haben auch wir Lausitzer das Bestreben, durch Einstreuung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, durch eine bildliche Ausdrucksweise dem Begriffe mehr Kraft und Nachdruck zu verleihen, ihm dadurch größere Anschaulichkeit und Klarheit zu geben. „'m lieben Gott zündt't ma e Licht oa, 'm Teifel dreie!" Mit diesem Kraftausdrucke verteidigt sich der Bauer bei uns gegen den Vorwurf, einem Bösewichte zu viel nachgegeben zu haben. Grollend fügt er wohl noch hinzu: „Weigen dam war ich mer keene Läuse ei a Pelz setzen." Nicht Einfalt, sondern schlaue Berechnung veranlaßte ihn zu dieser oder jener Nachgiebigkeit. Denn: „War miech fer dumm kofen will, dar gibt sei Geld imsunste aus", pflegt er zu sagen. Er ist durchaus nicht „mit 'm Dehmelsack geschlagen", sondern „a hoats faustdicke hinger a Uhren sitzen" und verstehts, „de Wurscht noach der Speckseite zu schmeißen." „Bloen Dunst läßt a sich nich



phot. A. Matzdorff in Berlin

Das Rost'sche Haus in Lauban
mit kunstvollem schmiedeeisernen Türgitter
und einem Schiffe als Hauszeichen

fürmachen," und „a keeft keene Koatze eim Sacke." Und wenn er „o nie seine Noase ei oallen Dreck steckt" und „a Hoans ei oallen Goassen macht", so weiß er doch seinen Vorteil zu wahren und mit Gleichgesinnten „ei dieselbe Kerbe zu schloan", wenn ihm ein gemeinsames Handeln angezeigt erscheint, ist aber auch ebenso gern bereit, andern „an Spoan eizuhaun". Freilich muß er dann auch gewärtigen, daß sein Gegner „a Water macht" und droht, ihm seinerzeit „schunt a Stoar zu stechen" oder ihm bei passender Gelegenheit „'s Fell lucker zu machen." Wir sehen, es ist besser, bei ihm nicht „eis Fettnäppel zu traten", damit man sich nicht der Gefahr aussetzt, „doaß a em a Thee grindlich auskocht" und „de Hölle heeß macht". Seinen Kopf sucht der Bauer, wenn irgend möglich, durchzusetzen, „und wenns an Toaler koast't". Freilich kommt es auch vor, „doaß der Teifel Melden kocht" und der Vorsatz vereitelt wird. Hat der Lausitzer an einem Orte schlimme Erfahrungen gemacht, ist er „weg wie Wiesenwasser", und „keene zahn Pfarde brengen ihn meh durthie."

Sitzt unser Bauer zur Winterszeit mit seinesgleichen im Wirtshause, „findt a leicht kee Heemgiehn nie", hat vielmehr „Pech oa a Hosen" und lügt mitunter seinen guten Freunden und Nachbarn „a Buckel a su vull, doaß 'n Hieren und Sahn vergieht", „'n de Ogen übergiehn" oder sich gar „de Boalken ei der Stube biegen." Wird es einem der Zuhörer zuviel, so unterbricht er wohl den Aufschneider mit dem Worte: „Woas Du zusammenloaberscht, doas hoat uf keener Kuhhaut Ploatz". Es ist leicht erklärlich, daß die des vielen Redens ungewohnte Zunge leicht trocken wird

und darum von Zeit zu Zeit der Anfeuchtung bedarf. Dies geschieht, indem man „an Kurn“ oder „an Knurpel“ „hinger de Binde gießt“, dann „noa enn verhoaft,“ „oabbeißt“ oder „hebt“ und bis in die späte Nacht hinein „eenen pfeift“. Denn mancher „koan saufen wie a Kümmeltärke“. Immerhin nimmt sich wohl jeder vor, aufzupassen, „doaß a und a deckt sich nie wieder zu wie 's letzte Moal“. Sonst kann es ihm passieren, „doaß a beim Heemgiehn nimmeh weeß, ob a a Madel oder a Junge is.“ Auch beim Erntefeste, bei der Kirmes und beim Schweinschlachten wird so „manches Hundel derwürgt“, daneben aber auch im Essen ganz Unglaubliches geleistet. Der Aufforderung seines Wirtes, zu essen, „su lange noa a Doarm hält“, kommt fast jeder gewissenhaft nach, „schlät ane ticht'ge Klinge“ und ißt „wie a Scheundrescher“. „A schlechter Christ, dar nie zwee Moahlzeiten hingereinander frißt!“ wird einem zugerufen, wenn man die Ablehnung einer „Moahlzt“ mit dem Hinweise begründen will, daß man schon daheim gegessen hat.

Bei festlichen Gelegenheiten darf auch die Musik nicht fehlen. Sie sitzt dem Lausitzer tief in Fleisch und Blut, so tief, daß er ihr eine Reihe sprichwörtlicher Redensarten entlehnt hat. Er muß mit „jemandem an Ton reden“, „A weeß vu dar Geschichte o a Lied zu singen“, er glaubt, „doas koan an Danz gaben“ und droht: „Ich war Dersch geigen“ oder: „Ich war Der schunt de Flötentöne beibrengen!“ und „Ich war Der a Moarsch bloasen!“

Es sind vornehmlich die Wintermonate, in denen sich der biedere Landbewohner gern einmal eine Extratour gestattet, „amol a Lammel losen läßt“ und „benn Kratschmer“ oder „Schulz“ „a Fahndel macht.“ Im Sommer dagegen, wenn die Feldarbeit drängt, geht er so früh als nur möglich zu Bette, „mit a Hühndern“, pflegt man zu sagen. Dafür ist er aber auch mit dem ersten Hahnenschrei heraus aus den Federn. Und wehe dem Knechte, der Magd, die dann nicht auch mit „uf 'm Doamme sein“, und nicht ihre Pflicht tun. Sie werden mit dem Herrn dann „nie vill Seide spinn“. „Doas trät de Koatze uf 'm Schwanze furt, woas Ihr gemacht hat heute murgen!“ so kritisiert der Bauer ihre geringen Leistungen, um gleich darauf die ihn verdutzt Anstarrenden „dazupfoin“: „Troab nu und stieh nie do, wie de Goans, wenn's dunnert!“ „A stieht geroade do, als wenn 'm de Beene grine eingebohrt wern!“ Solche und ähnliche Schmeicheleien kann ein ungeschickter Knecht zu hören bekommen.

Die Aufsuchung und Anwendung solcher Vergleiche bereitet dem dialektsprechenden Teile unserer Bevölkerung augenscheinliche Freude. Sie sind ihr unentbehrlich zur Charakteristik gewisser Eigentümlichkeiten von Personen und Dingen. „A stelzt rim, wie der Sturch eim Suloate!“ behauptet man von dem gravitätisch Einherschreitenden, während der in seinem Gange Nachlässige, der „Lulloatsch“, es sich gefallen lassen muß, daß von ihm gesagt wird: „A loatscht wie a Entrich!“ — „A schielt wie a Buck, — a is tumm wie de Sinde, — grob wie Bohnenstroh, — gerieben wie Schmidts Koatze, — gerieben wie an Schweinstoalltüre“, erzählt man von dem und jenem.

Die sich auf dem Gesichte widerspiegelnde Erregung eines Menschen fordert den Lausitzer zu folgenden Vergleichen heraus. „A macht a Gesichte wie sieben Tage Regenwetter“ oder „wie sieben Meilen bieser Weg,“ auch wohl: „wie de Koatze, wenn's dunnert,“ „A macht a Gesichte, wie a Kättenhund, wenn a schien macht“. — Aber auch für Günstiges findet man den passenden Vergleich. „A sitt aus wie Milch und Blutt!“ sagt der Bauer, wenn er die gesunde und kräftige Gestalt eines Menschen bezeichnen will. Derselbe Sinn liegt der Behauptung zu Grund: „A sitt aus wie a Burschdurfer Oappel!“ oder: „A gieht uf wie a Hefkliessel!“ Mit einem Gemisch von Mitleid und gutmütigem Spotte betrachtet er dagegen den Ueberschlonken und meint, daß er so dünn sei, „wie a gemäst'ter Zwirnsfoaden“ und daß man ihm „a Voaterunser durch de Backen bloasen kinnte.“ „Ueberhaupt säg a aus wie Braunbier und Spucke“. — Der kräftigen und doch dabei chmiegsamen Gestalt weiß man dagegen kein größeres Lob zu spenden, als daß man sagt, er sei gewachsen „wie ane Wiete!“ An jungen Mädchen und Frauen schätzt man es, wenn sie gesund „wie a Kirschkernel“ sind, „geleckt wie a Katzel“ einhergehn und flink „wie a Roaberrädel“ wie „a Wiesel“ oder „wie a Rabhühndel“ sind. — Dem in glücklichen Verhältnissen Lebenden sagt man nach, daß er „wie a Graf“, „wie a Ferscht“, wie „der Sultan vu Fez und Marokko“ lebt. Den Gipfel des Wohllebens aber bezeichnet offenbar die Behauptung: „Der Kaiser koans nie schinner hoan“. — „A labt halt groade wie eim Himmel!“

Manche der bisher angeführten Vergleiche bezwecken zugleich auch eine Verstärkung des in Frage kommenden Begriffes. Hierfür noch einige Beispiele. Man begnügt sich nicht, einen sich durch Körpergröße auszeichnenden Menschen sehr groß zu nennen, sagt vielmehr: „Er ist lang wie ane Huppenstange“ — „A koan aus der Dachrinne saufen“ — „A is su lang wie der Tag ver Johanne“ — „Wenn a eim Stiehn stirbt, müssen se'n mit 'm Feuerhoaken imreißen“. Einen sehr kleinen Menschen nennt man dagegen „ane Griewe“. Sehr deutlich tritt die Absicht der Verstärkung auch bei folgenden Ausdrücken hervor: „A pläkt wie a Feuerkoalb, — a flennt gruße Truppen, — 's Maul gieht 'm wie ane Dreckschleuder — A hoat Finger wie de Soamengurken, — richtige Schusterdaumen, — an Soatz Beene wie a Poar Woasserkoannen, — Schuhe wie de Oderkähne.“ — „Se macht Ogen wie Käsenäppel“ oder gar „wie Pflugradel“, — „Se redt wie a Buch“ und schreibt „wie a Oafgoate“, — „A stieht steif wie a Buck, — A macht an Puckel wie an Sägbügel,“ — „A plautzt hie wie a Mahlsack, — A is su alt wie Methusalem“. — Der eine ist „Roasnig gescheut“, der andre „tumm wie Bohnenstroh“, ein Dritter „uchsengrob“ oder „grob wie a Püffel“. — Die Nacht ist „kohloamselschwarz“, die Wäsche noch „kitzegro.“ Im Sommer ist's „hagelmäßig heeß“, im Winter „hundemäßig kalt“.

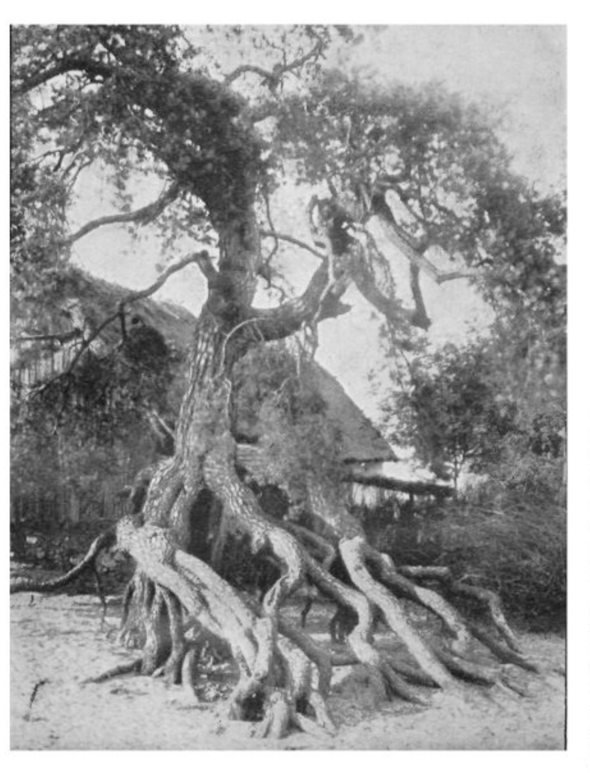
Als Ausdruck einer gewissen Zärtlichkeit, als eine Art Kosenamen, besonders auf Kinder angewandt, hat man die Worte „Schieperla“, „Hanschkerla“, „Sperfantel“, „Spadefantel“, „kleiner Dirledanz“ aufzufassen. Dem Erwachsenen bezeugt man gern, daß er „a siehr a guder Moan“ ist, daß er „imgänglich“, „betulich“, „beredtsen“ und „gemeenschaftlich“ d. i. „leutselig im Verkehr“ ist. Einen geringen Grad von Achtung bedeutet es dagegen, wenn man einen andern „a schie Früchtel“, „an schinn Fritze“ oder „an richt'gen Gotlieb“, — „an Kerl wie a Pfund Wurscht“ nennt und ihm zuruft: „Du bist der beste Bruder au nie!“ — Auch muß es nicht gerade angenehm sein, wenn einem Ehrentitel wie „ahler Kramper“, „ahler Groamhoals“, „ahles Krachscheit“, „ahle Zoatsche“, „Hoaselnußpürschel“ und „Schwidje“, „tälscher oder drähniger Kerl“ an den Kopf geworfen werden. — Sie alle lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Da klingt eher noch aus den Worten „Teifelskerl“, „Murdskerl“, „a ganz Gerissner“, „a Gehängter“, „a siebenmal Gesiebter“, „a politischer Hund“ eine gewisse scheue Bewunderung. Diese Ausdrücke mögen vor ästhetischen Ansprüchen schlecht bestehen, aber man wird zugeben müssen, daß sie deutsch sind, unverfälschtes Deutsch.

Indessen weist unser Dialekt auch eine ganz erhebliche Zahl von Fremdwörtern auf, die romanischen und slawischen Sprachen entlehnt sind. Die lange, französische Einquartierung in den Jahren 1806—13 hat es wahrscheinlich mit verschuldet, daß sich darunter auch eine Menge französischer Vokabeln vorfinden. Betrachten wir diese einmal näher, so werden wir bemerken, daß sich das Volk herzlich wenig um die richtige Aussprache solcher Fremdwörter kümmert. Es macht sie sich zurecht, wie sie ihm am besten in den Kram passen. Welch wohltätiger Gegensatz zu der sonstigen Gepflogenheit des Deutschen, dem Versuche einer Verdeutschung von Fremdwörtern, wo nur immer möglich, aus dem Wege zu gehen. Man könnte ja schließlich gar für ungebildet gehalten werden. Wie ganz anders im mundartlichen Gebrauch. Da erleidet das Fremdwort seine Veränderung durch Vokalverdunkelung, Aenderung

von Konsonanten u. a. so gut wie das Hochdeutsch. Ich will aus der Fülle französischer Vokabeln nur einige herausgreifen und zusammenstellen. — A „solides", „propres" und „resolutes" Weibsen möchte jeder „junge Dingrich" gern haben. Doch braucht's deswegen noch „keene" „aparte" „Prise" zu sein. Umgekehrt „estimieren" die Weibsleute „a junges, vigelantes Kerlchen goar siehr, eens, doas de Courage hoat" und „en suite mit ihnen an vagenehmen Dischkur verführt." Ein solches hat gar bald das „près" bei ihnen und wird ohne große Mühe die eine oder andre Dorfschöne aus der „Cuntenanze" bringen. Auch „an honnetten", ältern „Moan", der sich „ei Posentur" zu setzen versteht, verachten sie nicht, nur darf er nicht gar zu „commode" sein, es vielmehr verstehen, „'s Madel su peu a peu rimzukriegen". — Freilich gibt es heutzutage unter den Mannsleuten „o ane Goatje", die das „cunträre Gegenteel" von den soeben charakterisierten sind, „urnäre Karle, die de kee bissel Plie und Manier" haben, denen alles „partout egoal" ist, die sich in Damengesellschaft nicht „moderieren" und einem durch ihr „miserables" Benehmen ock „Molestie" machen. Man kann als junges Mädchen „schiene ei de Pedrullie" kommen, wenn man bei einer „Fete" oder sonstigen Gelegenheit das „Malheur" hat, so einen „meschanten" Dingrich zum Nachbar zu kriegen, einen Mann, dem man in seine „commune Visage" am liebsten alles andre ock „keene Ottekologne" (Eu de Cologne) gießen möchte. Aber, was hilfts? Es auf einen „Spektakel" ankommen zu lassen, dazu hat nicht jede die nötige „Courage", zumal, wenn seine Eltern oder er selber „eim Possesz" sind. Die „pure" Wahrheit darf man ja leider heutzutage nicht mehr sagen. Da ist's schon besser, wenn man so einen „Schosenmacher", der einen „egal quäst't" und eine besondere „Forsche" darin sucht, einem alles zum „Tort" zu machen, im allgemeinen „Trubel" mit „Politesse" abwimmelt. Freilich ist das nicht immer leicht; denn manchmal versucht „su a infamigter Bengel" womöglich noch auf dem Heimwege, en'm de „Cour" zu schneiden. Da verbietet man sich dann ernstlich solche „Schosen" und wenn das nichts hilft, kann's ihm „passieren", „doaß a und kriegt ees mit 'm „Paraplue" übersch „Heet", daß er noch ein paar Tage hinterher ganz „malade" ist.

Mit diesem Versuche, in möglichst engem Rahmen die meisten der im Dialekte vorkommenden Fremdwörter aus dem Französischen zu bieten, schließe ich die Betrachtung über unsere Mundart.

F. Bertram in Lauban



phot. Gromadecki in Grünberg

Naturdenkmäler:
I. Die „Krüppeltanne" bei Sawade

## Wohlfahrt

**Vom Oberschlesischen Knappschaftsverein.** (Zu den Beilagen Nr. 17 und 18.) Der den gesamten oberschlesischen Industriebezirk umspannende Oberschlesische Knappschaftsverein bildet ein neues Beispiel für die Bedeutung der bekannten Schlagworte: „Einigkeit macht stark" und „Kleine Ursachen, große Wirkungen". 83 Werke, unter ihnen allein 54 Steinkohlenbergwerke, 3 Eisen- und Stahlhütten und 18 Zinkerzbergwerke, mit insgesamt 154 902 Mitgliedern haben sich zu dieser imposanten Korporation zusammengeschlossen. Von hohem Interesse ist es, die Entwicklung des Vereins bis auf seine Anfänge zurückzuverfolgen. Bis ins ferne Mittelalter führt uns eine solche Betrachtung zurück. Keine zweite berufliche Tätigkeit birgt so viele Gefahren in sich wie gerade die des Bergmanns, der dem Dämon der Tiefe, dem „Kobold", wie ihn Körner gern nennt, die Schätze der Finsternis zu entreißen strebt. Drohende Gefahr aber kettet die Herzen zusammen und regt sie zu weit innigerem Mitgefühl an. Es darf uns daher nicht verwundern zu hören, daß selbst vor 1300 sich bereits in vielen bergbautreibenden Gegenden Genossenschaften gebildet hatten, die ihre Mitglieder in idealer und realer Weise unterstützten und förderten. Zahlreiche noch vorhandene behördliche Bestimmungen, wie die Kuttenberger Bergordnung von 1300, sowie die Trierer, Kölner und Mansfelder aus dem 16. und 17. Jahrhundert bilden deutliche Beweise hierfür. Friedrich der Große, der dem schlesischen Bergbau seine besondere Fürsorge zuwandte, brachte eine straffe Ordnung in die damals bestehenden Einrichtungen dieser Art, indem er am 3. Dezember 1769 das Schlesische Hauptknappschaftsinstitut einrichtete, eine Schöpfung, die uns so recht des Königs weiten Blick zeigt. Jene Gründung war nämlich nach ähnlichen Grundsätzen eingerichtet, wie heute die segensreichen Institutionen der Kranken-, Unfall- und Invaliditätsversicherung. Auch damals mußten schon Arbeitgeber und Arbeitnehmer gemeinsam die Lasten der Einrichtung tragen, die ersteren, indem sie die „Freikurgelder" d. h. $^2/_{128}$ bezw. $^4/_{128}$ des Bergwerksertrages, die letzteren, indem sie das „Büchsengeld", (einen kleinen Prozentsatz des Lohnes), und das „Freischichtgeld", nämlich den Lohn für eine allmonatlich zu fahrende achtstündige Schicht beisteuerten. Schon damals erhielten die Berechtigten Pensionen, Kranken-, Kur- bezw. Begräbnisgelder. Die Sorge erstreckte sich auch auf die Angehörigen der Bergleute, ja, selbst auf die Schulbildung ihrer Kinder. Die Einrichtung krankte aber an einem Fehler: sie stand unter einengender staatlicher Verwaltung. Ein Gesetz vom 10. April 1854 brachte hierin Abhilfe. Das Schlesische Hauptknappschaftsinstitut wurde aufgelöst, und an seiner Stelle entstanden zwei Knappschaftsvereine, ein ober- und ein niederschlesischer, denen freie Verwaltung durch einen selbstgewählten Vorstand unter staatlicher Aufsicht zugestanden wurde. Dem Prinzip der Gleichberechtigung gemäß wurden 5 Glieder dieses Vorstandes von den Arbeitgebern, 5 von den Arbeitnehmern gewählt. Die Beitragsverhältnisse wurden bei Inkrafttreten der Fürsorgegesetze in entsprechender Weise neu geordnet. Seither hat sich der Verein

wunderbar entwickelt. Ein gewaltiger Beamtenkörper, 255 Beamte und Schreiber usw., bewältigt die in der Hauptverwaltung in Tarnowitz und in den Zweigverwaltungen einlaufenden Arbeiten, deren Zahl im Jahre 1909 401 716 betrug. Nicht weniger als 1100 verschiedene Formulare dienen der Erleichterung des Schriftverkehrs. Und als wie segensreich hat sich die gesamte Einrichtung erwiesen! 38 000 Invaliden, Witwen und Waisen erhielten im Geschäftsjahr 1909 Pensionen ausgezahlt. 63 000 erkrankte aktive Mitglieder und 86 000 kranke Invaliden und Angehörige bekamen Krankengelder. Vielfach ging der Verein in seinen Zuwendungen weit über die gesetzlichen Forderungen hinaus. Die Lazarettkranken erhielten z. B. 40 % statt der gesetzlich verlangten 25 % des durchschnittlichen Tagesverdienstes überwiesen.

Am segensreichsten aber erwies sich die Einrichtung von Lazaretten. 39 Krankenhäuser, 10 Verwaltungsgebäude und 95 sonstige Baulichkeiten mit einem Areal von mehr als 51 Hektar und im Werte von mehr als 10 Millionen Mark nennt die Vereinigung ihr eigen. In den Lazaretten in Beuthen, Bielschowitz, Czuchow, Kattowitz, Königshütte, Laurahütte, Myslowitz, Orzesche, Petershofen, Tarnowitz, Rudahammer, Rybnik, Rydultau und Zabrze werden alltäglich gegen 3000 Kranke behandelt. In Kattowitz besitzt der Verein außerdem eine Augen- und eine Ohrenklinik, und in Goczalkowitz ein Solbad. Die Lazarettbehandlung hat sich aus vielen Gründen als notwendig erwiesen und hat sich als äußerst segensreich bewährt. Wie der kürzlich erschienene Jahresbericht des Vereins andeutet, steht im neuen Rechnungsjahre die Gründung einiger weiterer Anstalten bevor. Zwei Baulichkeiten der interessantesten der vierzehn bisher eröffneten Lazarette, nämlich eine Teilansicht des Pavillons in Beuthen (Beilage Nr. 17), sowie die Kochküche und den Wasserturm in Zabrze (Beilage Nr. 18) führen wir unseren Lesern im Bilde vor. Möge der Verein auch weiterhin Segen stiften! M. M.

## Breslauer Theater

Mitte September erst, einige Tage später als sonst, lud unsere städtische Bühne in dieser Saison erstmalig zu Gaste. Daß eine Aufführung von Grabbes Tragödie „Don Juan und Faust" höchstens einen künstlerischen und literarischen Erfolg bedeuten konnte, war von vornherein klar. Umso größer ist das Verdienst unserer Direktion, wenn sie trotzdem dem genialen Detmolder Phantasten die Pforten unseres städtischen Musentempels öffnete. Die Tragödie sollte ein Monument von zyklopenhaften Dimensionen werden, blieb aber ein Torso, dessen kühner Wurf uns wohl Achtung abzwingt, dessen innere Zerrissenheit aber kein frohes Genießen aufkommen läßt. Die durchweg achtbare Darstellung hatte in Carl Skodas heißblütigem Don Juan ihren Höhepunkt. Aufführungen von „Maria Stuart" und „Romeo und Julia" gingen über anständiges Mittelmaß nicht hinaus, dagegen bedeutete eine Neueinstudierung von Hebbels „Judith", nächst den „Räubern", dem gewaltigsten Erstling der dramatischen Weltliteratur, dank Martha Santens glutvoller Judith eine angenehme Ueberraschung, die nur durch die Unzulänglichkeit des szenischen Rahmens einigermaßen abgeschwächt wurde.

Das Lobetheater öffnete mit des toten Björnson sonnigem Schwanengesang „Wenn der junge Wein blüht" seine Pforten. Das Lustspiel ist in seinem Vorwurf zu fein, zu herb vielleicht, als daß es dem robusten Geschmack der breiten Masse zusagen könnte. So kam das Stück über ein knappes Dutzend von Achtungsaufführungen nicht hinaus, und auch die Akkorde des im Vorjahre vielgespielten „Konzerts" verklangen überraschend schnell. Für Roda Rodas und Carl Rößlers lustige Schnurre „Der Feldherrnhügel" hatte die liebenswürdige Zensur auch in Breslau eine glänzende Gratisreklame gemacht. Gelegentlich einer Separatvorstellung dekretierte der polizeiliche Kunstrichter, daß am Abend der Aufführung der Darsteller des Herzogs von Friedland seine frappante Aehnlichkeit mit dem deutschen Thronerben hinter einem schützenden Spitzbart verbergen müsse. Dieses amüsante Detail hatte genügt, der Premiere ein ausverkauftes Haus zu sichern, und wer weiß, wie oft sich dieser jedes direktoriale Herz mit eitel Freude füllende Anblick wiederholt hätte, wenn man uns das schmackhafte Menu Roda Rodascher Scherze und Bissigkeiten in etwas flotterem Tempo serviert hätte. Die beiden folgenden Schauspielnovitäten legten von der erschreckenden Interesselosigkeit unseres Publikums dem Schauspiel gegenüber beredtes Zeugnis ab. Beide Stücke wurden bei der Premiere vor gähnend leerem Hause gespielt, und wenn Alfred Capus' Komödie „Der verwundete Vogel" auch den Todeskeim der Langeweile in sich trägt, so ist das doch keine Entschuldigung für einen derartig schlechten Besuch bei der ersten und infolgedessen einzigen Aufführung. Ganz und gar nicht aber hatte des Prager Literaten Friedrich Adler wertvolles Renaissance-Schauspiel „Der gläserne Magister" dieses Schicksal verdient.

Die Operette im Lobetheater nährte sich zunächst von den Erfolgen der vorigen Saison. „Die geschiedene Frau" wechselte mit dem „Grafen von Luxemburg" ab, und die Direktion stand sich nicht schlecht dabei. Jedenfalls erheblich besser als bei der ersten Novität „Madame Troubadour", die sich als eine musikalische Eintagsfliege erwies. Dem Tantiemenkönig Lehar blieb der erste „große Wurf" in diesem Winter vorbehalten. Seine neue romantische Operette „Zigeunerliebe" verfügt mit Mondschein, Zaubertrank, Maiennacht, feurigen Czardas und sentimentalen Zigeunerweisen über alle, aber auch über alle erforderlichen Ingredienzien, um ein Repertoirstück schwersten Kalibers zu werden. Der kritische Beurteiler wird sich mit der zuweilen nach höheren als Operettenzielen strebenden Musik viel eher einverstanden erklären können, als mit dem seichten, innerlich zerrissenen Libretto. Das Publikum brachte dieser „Zigeunerliebe" aber merkwürdigerweise auffallend wenig Liebe entgegen, und so hielt bald des begabten Cabaretkomponisten Rudolf Nelson liederfrohe Operettenheldin „Miß Dudelsack" ihren Einzug im Lobetheater. Aber auch sie weilte nicht lange zu Gast, und dem feschen Wiener „Musikantenmädel" blieb es vorbehalten, für die erforderliche Anzahl von vollen Häusern zu sorgen. Während als Komponist auf Zettel und Programm Herr Jarno verantwortlich zeichnet, wäre die Angabe „Joseph Haydn und Co." als Komponistenfirma erheblich zutreffender. Denn in Wirklichkeit entschieden nicht Herrn Jarnos gehaltlose Dreivierteltakte, sondern des Altmeisters Melodien den Erfolg.

Das Schauspielhaus, das in diesem letzten Winter seiner Selbständigkeit nur noch Operette und Oper pflegen wird, begann mit „Fatinitza". Die Aufführung ermangelte, was am Saisonanfang immerhin erklärlich ist, noch der nötigen Geschlossenheit. So rückte schon verhältnismäßig früh die erste Novität an: Gilberts „Keusche Susanne". Daß die Vorzüge der Titelheldin auf ganz anderen Gebieten, als auf dem der Keuschheit liegen, ist in einer modernen Operette selbstverständlich, und daher datiert auch nächst Gilberts flotter, melodiöser Musik, der starke Erfolg des Werkes, das zur Zeit das Jubiläum der fünfzigsten Aufführung bereits hinter sich hat. Henry Bérenys sympathisch vertonter „Lord Piccolo" wurde von bescheidenem Sonntagspublikum mit etwas forziertem Enthusiasmus willkommen geheißen. Die ein wenig dünne und knappe Handlung, für die der Wiener Karl Lindau und der Berliner Rudolf Schanzer verantwortlich zeichnen, hat der letztere durch einen erfrischenden Aufguß amüsanter Dialogscherze und Wortwitze nicht ohne Geschick verlängert. Der in Ungarn beheimatete Komponist steuerte ein leichtverdauliches, von Reminiszenzen nicht freies, musikalisches



phot. G. Hallama in Breslau

Die Siegerpreise des Breslauer Rudervereins „Wratislavia"

Menü bei, und so kam eine Operette zu stande, die ihren Doppelzweck erfüllt: zu unterhalten und Tantiemen abzuwerfen. Der Erfolg der Premiere war freilich nicht von zu langer Dauer. Eine achtunggebietende Kraftprobe für die bisher nur mit dem Schauspiel und der Operette vertraute Bühne bedeutete die mit großem dekorativen und pekuniärem Aufwand in Szene gesetzte Einstudierung der Oper „Quo vadis?" von Jean Nougues. Schade, daß diese Unsumme von emsigem Fleiß einem so seichten Machwerk zu Gute kam! Der erhoffte und der Direktion von Herzen zu gönnende Kassenerfolg blieb aus, und als auch eine überhastete Neueinstudierung des entzückenden „Boccaccio" versagt hatte, folgte nach kurzer Zeit eine weitere Novität, die französische Operette „Hans der Flötenspieler" von Louis Ganne, die am Schauspielhause ihre deutsche Uraufführung erlebte. Stände der wertvollen, den klassischen Operettenschöpfungen unbedenklich an die Seite zu stellenden Partitur ein ebenbürtiges Textbuch zur Seite, so wäre statt des freundlichen ein außerordentlicher Erfolg eingetreten. Die abgerundete Aufführung mit dem stimmgewaltigen Herrn Herper in der Titelrolle blieb dem liebenswürdigen Werke nichts schuldig.

Fritz Ernst

## Sport

Der Sport des Monat November wurde am 6. eröffnet durch das 25 jährige Jubiläum des Alten Schwimmvereins Breslau. Man muß diesem Jubilar besonders herzlich zu seinem Ehrentage Glück wünschen; denn er ist in ganz Deutschland einer der eifrigsten Vorkämpfer für den für die Volksgesundheit so wertvollen Schwimmsport gewesen, und auf sein Betreiben ist in Breslau das Hallenschwimmbad gebaut worden, das der Hauptstadt Schlesiens zur Ehre und Zierde gereicht. An der Jubelfeier des Vereins ging es daher auch hoch her. Außer den befreundeten Vereinen waren die Behörden zahlreich vertreten, besonders der Magistrat, dessen Oberhaupt, Oberbürgermeister Dr. Bender, der dem Verein als Mitglied schon seit Jahren angehört, nun am Jubeltage zum Ehrenmitgliede ernannt wurde. Die Festlichkeiten begannen am Sonnabend, dem 6. November, abends mit dem internationalen Jubiläumswettschwimmen, das am folgenden Sonntag Nachmittag um 3 Uhr fortgesetzt wurde. Nach dem Wettschwimmen am Sonnabend fand ein Kommers und am Sonntag Vormittag in der Zepterloge ein Festmahl statt, an dem etwa 400 Festgäste teilnahmen. Sonntag Abend schloß sich an das Wettschwimmen ein Ball mit Preisverteilung, und ein Frühschoppen im Hallenschwimmbade beschloß am Montag, dem 7. November, die glänzend verlaufenen Festlichkeiten.

In den sportlichen Konkurrenzen heimsten die Breslauer Schwimmer die meisten Preise ein und zeigten sich damit von neuem der schwersten auswärtigen Gegnerschaft ebenbürtig, ja, zum Teil weit überlegen. In die Ehren teilten sich der Jubelverein, der Neue Schwimmverein, der Schwimmklub Silesia und der Schwimmklub Borussia. Besonders bemerkenswert waren die Siege von Böhm (Pseudonym), vom Schwimmklub Silesia in der Langen Strecke, dem Großen Breslauer Schwimmen und in der Kurzen Strecke über Budapest, Breslau und Berlin, ferner der Sieg von Wiesner von demselben Verein im Seniorschwimmen vor Magdeburg, der Sieg von Max Binner vom Alten Schwimmverein im Brustschwimmen über Leipzig, der Sieg von Christin von demselben Verein im Juniorseiteschwimmen über Hamburg und die Stafettensiege des Jubelvereins über Hamburg, Berlin, der Stafettensieg des Schwimmklubs Borussia über Hamburg wie der Sieg von Rosteutscher vom Neuen Schwimmverein im Rückenschwimmen. Von den auswärtigen Schwimmern zeichneten sich Witt (Hamburg), Günther (Hannover) und Kühne (Berlin) im Springen, der Budapester Athletik- und Fußballklub durch seine knappen Siege in der Seniorstafette und der Großen Breslauer Stafette aus, für die seine Schwimmer sich aber sehr geschont hatten.

Wie der Breslauer Schwimmsport zur Zeit in Deutschland eine führende Rolle einnimmt, so auch in diesem Jahre der Breslauer Rudersport durch die Siege des Rudervereins Wratislavia, der am 6. November in seinem prächtigen Klubhause die Siege feierte. Der Verein hat in diesem Jahre 22 Siege, am meisten von allen deutschen Rudervereinen, gewonnen und darunter wertvolle Rennen gegen schwere Konkurrenzen. Er hat sich an den Regatten in Berlin, Dresden, Breslau, Stettin, Hamburg, München, Amsterdam und in Posen auf dem Goplosee beteiligt und in drei Achterrennen, fünf Viererrennen, fünf Doppelzweierrennen und neun Einerrennen gesiegt. Die wertvollsten Siege waren die Meisterschaft von Holland im Doppelzweier über die besten

Ruderer aus St. Petersburg und Brüssel, die Siege im Einer und Doppelzweier in Hamburg, Stettin und Dresden, die Siege im Vierer in Hamburg und Breslau über die besten ungarischen und österreichischen Mannschaften vom Ruderklub „Pannonia" aus Budapest und dem Wiener Ruderklub „Pirat". Besondere Ehrentage für die Wratislaven brachte die Regatta in Hamburg, wo sie vier Rennen gemeldet und gefahren sind und in sämtlichen trotz schwerer und schwerster, zum Teil internationaler Konkurrenz gewonnen haben. Die Breslauer Ruderer waren, wie die Hamburger Presse hervorhebt, die Löwen des Tages und wurden außer mit Beifall von den Damen, wie es in Hamburg bei solchen Anlässen üblich ist, mit Blumen und Konfekt überschüttet. Uebrigens wurden die Wratislaven anfangs in Hamburg für Polen gehalten, ein Beweis dafür, wie der Westen Schlesien und Breslau einschätzt und kennt. Nach Aufklärung des Irrtums war aber der Empfang herzlich, namentlich nach den Siegen der Wratislaven. Am meisten beteiligt an den Siegen sind Martin Stahnke (16 Siege), Georg Scholz (11 Siege), beide zusammen sind das zur Zeit beste Skullerpaar in Deutschland, und Werner Fuhrtmann (11 Siege), alle drei sind Meisterschaftsruderer.

G. H.

## Persönliches

Am 23. Dezember v. J. starb nach längerem Leiden Graf **Franz von Ballestrem** infolge von Alters- und Herzschwäche in seinem Schlosse Plawniowitz. Am 5. September 1834 in Plawniowitz geboren, wurde er bis 1843 im elterlichen Hause erzogen, besuchte dann bis 1852 Lehranstalten in Lemberg, Glogau und Namur und studierte 1853/55 an der Universität Lüttich. Im Oktober 1855 trat er als Fahnenjunker in das Infanterie-Regiment Nr. 19 ein und wurde am 24. Juni 1857 als Leutnant in das Leibkürassier-Regiment Nr. 1 in Breslau versetzt. Als Regiments-Adjutant nahm er 1863/64 an der Grenzbesetzung gegen Polen und 1866 am Feldzug gegen Oesterreich teil, wurde 1867 Rittmeister und Eskadronchef, war im deutsch-französischen Kriege erster Adjutant der 2. Kavallerie-Division (Graf Stolberg) und erhielt das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Infolge eines Sturzes mit dem Pferde in Frankreich Ganzinvalide geworden und als solcher im November 1871 mit der Regimentsuniform verabschiedet, trat er im folgenden Jahre in das politische Leben ein, indem er den Wahlkreis Oppeln im Reichstage vertrat. In den bewegten Kulturkampfdebatten war er einer der schlagfertigsten Redner der Zentrumspartei, sodaß er 1873 zum päpstlichen Geheimkämmerer di spada e cappa ernannt wurde. Nach der Beendigung des Kulturkampfes wurde er einer der Führer des konservativen Flügels der Zentrumsfraktion, und seinem Einflusse ist zum großen Teile die Annahme der Hueneschen Heeresvorlage von 1893 zuzuschreiben. Bei den Neuwahlen 1893 fiel Graf Ballestrem mit mehreren angesehenen Zentrumsabgeordneten (Freiherr von Huene, Dr. Porsch) der Gegnerschaft der demokratisierenden Zentrumsströmung gegen die Heeresvermehrung zum Opfer; er blieb aber als Mitglied des Abgeordnetenhauses, indem er von 1891 bis 1903 erst Meppen, dann Beuthen-Tarnowitz-Zabrze-Kattowitz vertrat, parlamentarisch tätig. Erst bei den Neuwahlen von 1898 wurde er für Lublinitz-Tost-Gleiwitz wieder in den Reichstag gewählt, dessen Präsident er am 7. Dezember 1898 wurde, nachdem er bereits von 1891 bis 1893 erster Vizepräsident gewesen war. Der sich immer mehr zuspitzende Gegensatz zwischen Deutschtum und Polentum in Oberschlesien, der auch vom Zentrum trotz dessen polenfreundlicher Haltung große Opfer forderte, bewirkte, daß Graf Ballestrem, der an dieser Haltung wesentlichen Anteil hatte, bei den Wahlen von 1903 nur mit knapper Mehrheit gegen einen polnischen Kandidaten wiedergewählt wurde, und bei den Wahlen von 1907 ließ er sich nicht wieder aufstellen; doch ist er als Mitglied des Herrenhauses, dem er seit 1903 angehörte, noch öfters politisch hervorgetreten. Die Zahl der ihm zuteil gewordenen Auszeichnungen aller Art ist groß. Bei der Loigny-Poupry-Feier des Leib-Kürassier-Regiments am 2. Dezember 1895 verlieh ihm der Kaiser den Charakter als Major und anläßlich des hundertjährigen Bestehens der Majoratsherrschaft Ruda-Biskupitz-Plawniowitz am 18. Juli 1900 den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz.



Graf Franz von Ballestrem



## Kleine Chronik

### Dezember

**12.** Auf der Brieg-Noldauer Chaussee, zwischen Steinersdorf und Noldau, werden von ruchloser Hand 27 Kirschbäume und ein Ahornbaum ihrer Kronen beraubt.

**16.** In Löwenberg entgleist ein aus der Lokomotive und 3 Wagen bestehender Rangierzug.

**16.** Auf der Konkordiagrube bei Zabrze geht ein größerer Felderteil zu Bruche. Ein Teil der Arbeitenden wird von der Ausfahrt abgeschnitten, infolge energischer Hilfsarbeiten aber gerettet.

**16.** Das von der „Elektrizitätswerkgesellschaft Schlesien" in Tschechnitz errichtete Elektrizitätswerk wird feierlich eröffnet.

## Die Toten

### Dezember

**10.** Erdmuthe Freifrau von Czettritz und Neuhaus, geb. Gräfin Finck von Finckenstein, Liegnitz.

**12.** Verw. Frau Hauptmann Eveline Hietel, verw. Freifrau von Vogten, geb. Freiin von Larisch und Groß-Nimsdorff, 82 J., Breslau.

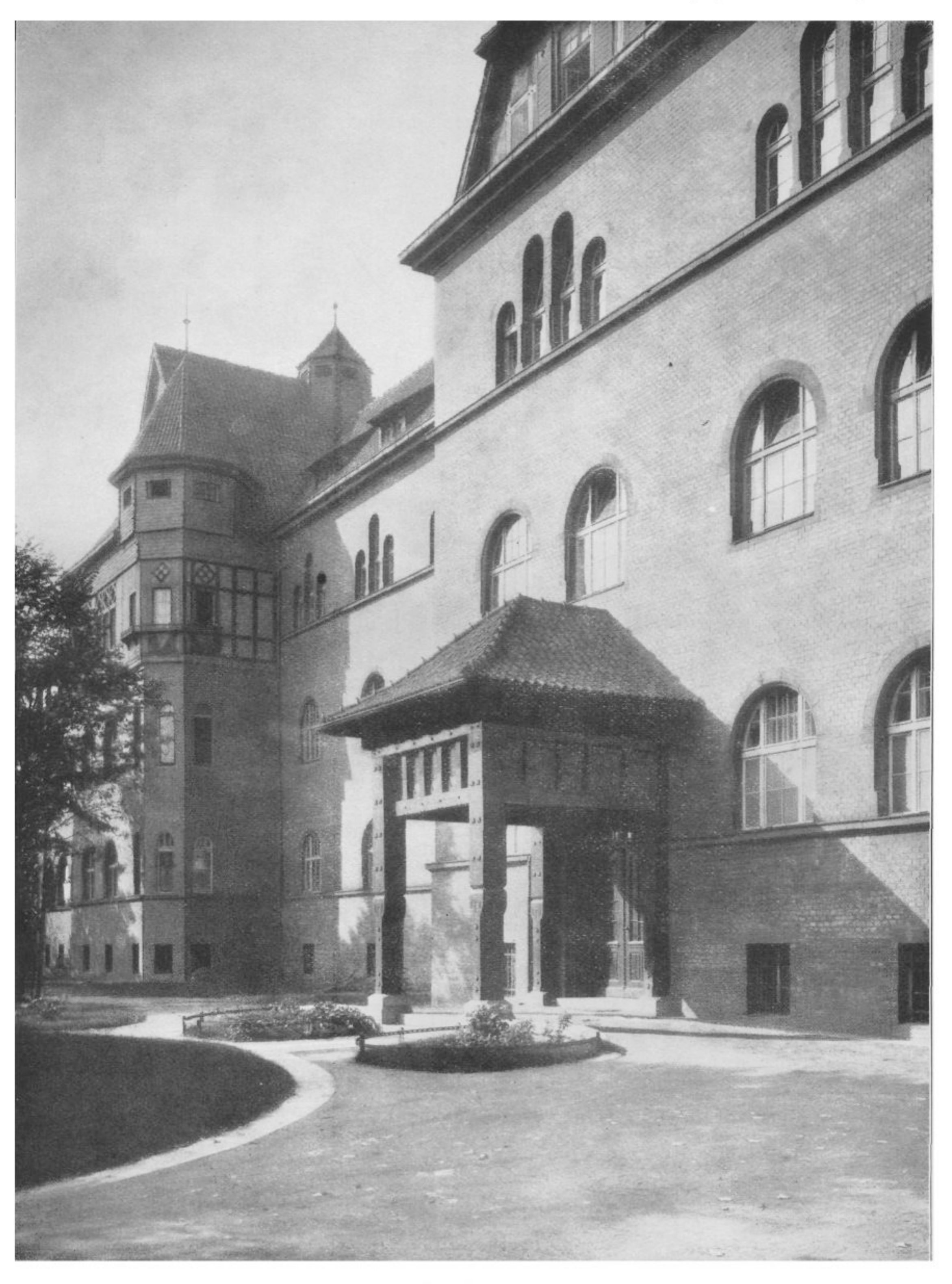
**12.** Frau Pastor Marie Krause, 84 J., Striegau.

**13.** Georg Graf Strachwitz von Groß-Zauche, Landesältester der Grafschaft Glatz, 56 J., Hünern, Kreis Ohlau.
Helene Freifrau von Fellitzsch, 79 J., Schweidnitz.
Herr Oberstabsarzt a. D., Kgl. Sanitätsrat Albert Krause, 72 J., Leobschütz.

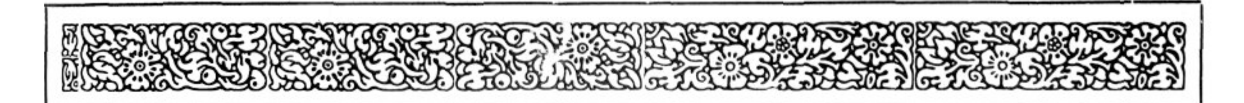
**14.** Herr Landschaftsgärtner und Stadtverordneter Karl Galle, 77 J., Trebnitz

**15.** Herr Geh. Justizrat Rudolf Sonneck, Lüben i. Schl.
Herr Kgl. Gartenbaudirektor John Fox, 70 J., Tarnowitz.
Fräulein Marie Kraner, frühere Schulleiterin, Görlitz.

**17.** Herr praktischer Arzt und Stadtverordneter Dr. Paul Tschincke, Ottmachau.



Knappschaftslazarett des Oberschlesischen Knappschaftsvereins in Beuthen
Teilansicht des Pavillons
(Text S. 205)



# L. Harthausen

Novelle von M. Wolff-Vandersloot (3. Fortsetzung)

Also selbst in dieser Abgeschiedenheit blieb man nicht unbehelligt, selbst da spürten einen die unverfrorenen Herren Einsender auf, und dieser hier drängte nun sicher, das nach seinen Begriffen jedenfalls unübertreffliche, welterschütternde Machwerk bald zu prüfen, d. h. anzunehmen, und umgehend und glänzend zu honorieren!

Jawohl, er war in der Laune dazu, er — Hunold Warnow! Mochte der — der Mensch jetzt einmal gründlich warten.

Der Redakteur warf das Kuvert ärgerlich hin und begann seinen Zimmerspaziergang wieder. Aber die Neugier, den Namen des aufdringlichen Autors zu erfahren, trieb ihn nach einer Weile zu der gelben Hülle zurück. Er nahm das Kuvert von neuem und öffnete es jetzt mit raschem Schnitt. Eilig überflog er das ebenfalls in Maschinenschrift gefaßte Begleitschreiben und starrte verblüfft auf den unterzeichneten Namen L. Harthausen.

Also der tolle Kerl, sagte sich Hunold halb ärgerlich, halb lachend, der hatte ihn herausgefunden? Und er schien es höllisch eilig mit seiner neusten Arbeit zu haben, konnte mit der Einsendung nicht einmal warten, bis der Urlaub des Redakteurs zu Ende lief.

Hunold nahm resigniert die nicht allzu umfangreiche Skizze und setzte sich in seine Sofaecke. „Der Harmlose" war der Titel des Manuskriptes. Warnow lachte. Harthausen würde einen netten Harmlosen schildern.

Die Lektüre war beendet. Der Redakteur saß stumm auf seinem Platz und starrte auf die losen Blätter, als stiege aus der bläulich schimmernden Maschinenschrift der Zeilen ein unheimliches Gespenst und äffe ihn mit rätselhaftem Spuk.

Das war doch sonderbar ... Hunold Warnow begann die Skizze von neuem.

Harthausen hatte zum Schauplatz seiner Erzählung Hela erwählt, und als handelnde Personen traten zunächst auf ein junger Leutnant in Zivil und seine niedliche, kleine Freundin, ein Konditormädchen. Beide waren von Danzig herübergekommen und hatten einen fidel-verliebten Tag auf der stillen Halbinsel verbracht, den sie, den letzten Dampfer erwartend, mit einem heitern Imbiß auf der Kurhaus-Terrasse beschlossen. Jetzt aber, o Schreck, als der junge Mann daranging, seine nicht allzu niedrige Rechnung zu begleichen — da war sein Portemonnaie spurlos verschwunden. Vermutlich seiner Tasche entglitten, als er mit seiner Freundin am Außenstrand tollte, wo sie sich wie die Kinder im Sande vergruben. Die Blicke des Kellners musterten bereits mißtrauisch den zahlungsunfähigen, unbekannten Herrn, die Situation begann schwierig zu werden — da nahte der Retter in der Not.

Hunold hatte das erste Mal bis hierher gelesen mit dem unerklärlichen Gefühl, irgend Etwas schon einmal Gesehenes wiederzuerkennen, dann hatte ein rascher Gedankenblitz die Wolken vor seinem Hirn zerrissen, und die Erinnerung hatte ihm deutlich das Pärchen gezeigt, dessen sorglose Verliebtheit er und Karla an dem Tage ihrer Bekanntschaft auf dem Seesteg beobachteten. Die Beschreibung der beiden stimmte genau. Hunold hatte sich über dieses merkwürdige Zufallsspiel verwundert, aber ahnungslos weitergelesen.

Der Titelheld tauchte auf, der „Harmlose." Es war ein wohlwollender Herr in den mittleren Jahren, ein Kurgast, der vom Nebentisch die Verlegenheit des Pärchens beobachtet hatte und nun in gütigster Großmut seinen Geldbeutel zur Verfügung stellte. Der Leutnant war tiefgerührt über die unerwartete Befreiung aus peinlicher Ratlosigkeit. Er erschöpfte sich in Danksagungen; aber Rührung und Danksagung verstummten in völliger Verblüffung, als er erfuhr, welcher Täuschung die Hilfe entsprang. Der „gute Onkel" vertraute ihm an, daß er die beiden für ein ehrbares, zärtliches Geschwisterpaar hielt, und zwar ihn für einen armen Kontorsklaven und sie für ein vielgeplagtes Kinderfräulein, und wie er sich freue, daß sie wenigstens für ein paar Stunden der Alltags-Frone entronnen seien, und die ihnen nun nicht durch ein törichtes Mißgeschick getrübt werden sollten. Das vermeintliche „Brüderchen" hatte mit dem fälschlichen „Schwesterchen" einen geheimen Blick ausgetauscht — sahen sie wirklich so grundsolide aus? Das hatten sie sich ja nie träumen lassen — nun, um so besser — für diesmal! Mit einem warmen Händedruck schieden sie von dem edlen Menschenfreunde und tranken noch am Abend in Danzig einige Gläser schäumenden Sektes auf den „Harmlosen".

Hunold Warnow mochte den Kopf schütteln, so viel er wollte, die Tatsache blieb felsenfest stehen: das war seine Erklärung des Pärchens, die er Karla auf dem Seesteg gegeben, das waren seine ureigensten Worte, die er damals brauchte. Wie kam das alles auf einmal in die Skizze eines Menschen, der ihn nicht kannte, der damals in jedem Winkel der Welt, nur nicht auf Hela gewesen sein konnte? In raschem Fluge ließ Hunold die Persönlichkeiten, die mit ihm Gäste der Halbinsel gewesen waren, vorüberziehen, — „Harthausen" konnte ja ein Pseudonym sein — aber nein, da war keiner, dem ein solcher Streich ähnlich sah, — so viel Menschenkenntnis besaß er doch noch. Und dann hatte ja auch niemand seinen Ausspruch gehört. Er wußte genau, er hatte ganz allein mit Karla an dem Brückengeländer gelehnt. Wer also hatte die drahtlose Telegraphie geübt und Harthausen Dinge berichtet, die sich in weiter Ferne von ihm zutrugen?

Hunold sah wieder in das Manuskript und suchte zwischen den Zeilen die Lösung des Rätsels zu finden. Und wahrhaftig — da war ihm bis jetzt noch etwas entgangen — die äußere Beschreibung des „Harmlosen." Sie war mit großer Sorgfalt gegeben — zuerst der Anzug: weißes Beinkleid zu kurzem, dunkelblauem Jackett, weiße Schildmütze, selbst der Schlips war beschrieben — Hunold ward dunkelrot, sprang auf und trat an seinen Schlipskasten; er wühlte darin, und nun riß er einen zart-erdbeerfarbenen Selbstbinder mit feinem, schwarzen Muster hervor. Den hatte er auf Hela getragen, und der war bis auf die kleinen Ringel an dem „Harmlosen" beschrieben. Es war kein Zweifel, die ganze Sache lief auf eine arge Verhöhnung seiner selbst hinaus!

In heißem Zorn griff er aufs neue zu den Blättern. Jetzt waren seine Augen hart wie Stahl. Aber der scharfe Metallglanz schwand allmählich. Jawohl, das war er selbst; doch das Ebenbild war mit zarter, schmeichelnder Hand gemalt. Immer wieder war die Rede von dem „gefangennehmenden Blick der grauen Augen", von den „fesselnden, geistvollen Zügen", von der „Anziehungskraft einer eigenartigen Persönlichkeit" — — was in aller Welt bezweckte der Autor durch diese Behandlung seines Doppelgängers? Stellenweise war es ja die reine Liebeserklärung. Sollte die das Pflaster sein auf die Wunde, die der Spott über die unsäglich törichte Harmlosigkeit, deren er beschuldigt wurde, schlagen mußte?

Hunold lächelte! Mein Himmel, er war doch keine Frau! Weibersache ist es, jede Kränkung zu verzeihen, wenn der Eitelkeit geschmeichelt wird! Er selbst war nie eitel gewesen; er hatte sich nie in Selbsttäuschung äußere Vorzüge beigelegt, die er nicht besaß. Er hatte gewußt, daß seine Züge mehr charaktervoll als regelmäßig gebildet waren, seine Gestalt mehr Kraft als Ebenmaß zeigte. Diese Erkenntnis war nie drückend für ihn gewesen. Denn der Ausspruch einer blendend schönen, jungen Frau, die er als Student angebetet, hatte ihn die Gesetze ahnen lassen, nach denen Frauenaugen Männerschönheit richten. Der Spruch lautete: „Das Häßlichste auf der Welt sind die sogenannten schönen Männer."

Seine Erfahrung hatte später die Ahnung zur Ueberzeugung gefestigt.

Er warf das Manuskript, das keine Klärung brachte, auf den Tisch zurück und nahm das Begleitschreiben Harthausens. Schon beim ersten Blick fiel ihm diesmal etwas auf, was er bisher nie beachtet hatte: Harthausen datierte seine Sendung aus einer Mittelstadt Schlesiens, — er war Schlesier, ein Landsmann Karlas.

Der Redakteur klingelte und bat den Zimmerkellner, ihm eine Karte Schlesiens zu besorgen.

Er lachte dann über sich selbst. Wie sollte denn das Gewirr der Städte- und Dörfernamen die Enträtselung bringen?

Dennoch konnte er kaum erwarten, bis endlich das dicke Papier der Karte sich vor seinen Augen ausbreitete.

Da — hier war Harthausens Wohnstätte und da — durch einen weiten Raum getrennt, die Kreisstadt, in deren Bezirk Ruhbrück lag.

Hunold starrte lange auf die winzigen Buchstaben. Und mit einem Male wurden Harthausen und seine unerhörte Keckheit vergessen. Er und sein Machwerk verschwanden in nebelhaftem, unbedeutendem Hintergrund, aus dem leuchtend die Inselnixe hervortrat.

Eine heiße Sehnsucht, einmal nur wieder in die Tiefen ihrer dunklen Augen zu sehen, einmal wieder ihr frohes Lachen zu hören, durchbrach in starker Welle den Damm, den er um sein Fühlen und Wünschen seit seiner Abreise von Hela gebaut. Und er, der immer Zaudernde und Wägende, ward von einem unbezwinglichen Strom elementarer Gewalten zu einem jähen Entschluß getrieben.

Die innere Entscheidung war gefallen. Bevor sie Hunold Warnow aber in Taten umsetzte, ließ er sich vor seinen Schreibtisch nieder, schrieb an Harthausen, bat um Aufklärung und ließ durchblicken, daß er gewillt sei, für den angetanen Hohn Rechenschaft zu fordern. — — —

Die Septembersonne lag auf den Linden Ruhbrücks. Ihre heißen Mittagträume hatten goldbronzene Flecken in die dunkelgrünen Laubkugeln gebrannt, und nun begann sie langsam abwärtszusteigen, um nach ein paar Stunden ihr goldenes Licht hinter die Wälder zu versenken, die ihre schwarze Linie am Horizont zogen.

Hunold schritt mit raschen Schritten die staubige Dorfstraße entlang, dem Ziel entgegen, das er seit zwei Tagen immer ungeduldiger zu erreichen suchte.

Gestern in der Morgenfrühe hatte ihn der D-Zug auf eiligen Rädern aus Danzig getragen und in rascher Fahrt Schlesien zugeführt. Und doch waren ihm die Stunden endlos lang erschienen, und er hatte mit einem Seufzer der Freude die Einfahrt in die schlesische Hauptstadt begrüßt. Jetzt war er ihr nahe, der Nixe, die ihn mit unsichtbaren Fäden aus der Ferne zog.

Aber er mußte seine Ungeduld noch einmal zähmen. Als er sich im Monopol-Hotel ein wenig von dem langen Fahren erholte, lehrte ihn das Kursbuch die Erkenntnis, daß es leichter sei, auf den Schienen in einem Zuge durch ganz Deutschland zu rollen, als aus einem schlesischen Kreisbezirk in den andern ... Und er dachte im Ingrimm seiner getäuschten Sehnsucht an Friedrich List, der einst ein einheitliches Eisenbahnsystem für Deutschland entwarf und — kein Gehör fand! — „Nun kann der eilige Sohn der Gegenwart auf die Verbindung der kreuz- und querlaufenden Bahnen warten, bis sie ihn endlich im Zickzack an den ganz nahen Bestimmungsort tragen," murrte Hunold und zürnte den Fehlern der Väter.

Jetzt aber, am Nachmittag des zweiten Tages, hatte er doch endlich zu der kleinen Station Ruhbrück gefunden, und nun trat sein Fuß rasch in den Staub der vielgewundenen, langgestreckten Dorfstraße. Karlas Schilderung fiel ihm ein — da waren ja die freundlichen kleinen Häuser, oft bunt bemalt; vor den Türen und Fenstern leuchteten Astern und Georginen in Rot und Blau, und das gelbe Gesicht der Sonnenblume sah von hohem Stengel vornehm auf die Farbenpracht hernieder. Dicht vor den Häusern hoben mächtige Linden ihre dicken, rissigen Stämme aus dem Boden und legten die breiten Aeste auf die roten Ziegeldächer.

Etwas abseits von der Straße standen in stattlichem Viereck stolz abgeschlossene Bauernhöfe inmitten reicher Obstgärten. Die schwerbeladenen Apfel- und Birnbäume hingen ihre roten und gelben Früchte tief auf das saftige Grün der Wiesen, die sich bis zu den Feldern zogen, deren gelbe Stoppeln jetzt im Sonnenlichte wie Goldgrund glänzten.

Hunold rief eine alte Frau an, die, von einer lärmenden Schar Kinder umsprungen, die herabgefallenen Aepfel in ihre blaue Schürze sammelte. Sie kam bereitwillig heran und lehnte sich über den grauen Staketenzaun, während die kleinen Augen des munteren, faltigen Gesichts neugierig den Fremden anblinzelten. Er fragte nach der Wohnung des Herrn Rentmeisters Rosen. Die Alte schob das dicke Kopftuch ein wenig von den festzugebundenen Ohren und ließ sich die Frage wiederholen. Als sie endlich verstanden hatte, kam die Antwort in einem wortreichen, breiten, gemütlichen Dialekt, dessen Inhalt Hunold ein tiefes Geheimnis blieb. Das Dorfweiblein ließ sich indessen nicht die Mühe verdrießen und gab ihre Beschreibung der näheren und weiteren Wege zum „alten Schloß" immer wieder von neuem in den Wortformen und Wendungen, in denen der schlesische Landmann sein Deutsch spricht. Sie unterstützte ihre Rätselreden durch lebhafte Bewegungen, und dadurch erriet Hunold wenigstens die Richtung, die er einschlagen sollte. Er grüßte dankend und wollte lächelnd weiter gehen; aber der Alten war offenbar ein neuer Einfall gekommen.

„Sie, Sie!" rief sie ihm nach. Hunold kam zurück. Die Alte versuchte sich zu einem verständlichen Hochdeutsch zu zwingen: „Zum Rentmeister, zu dam wull'n Sie?" fragte sie. Er nickte. „Nu, dar is aber jetzt in der Fabrik; dar kummt erst auf'n Obend zu Haus. Wenn Sie also mit'm raden wull'n, da muss'n Sie halt in die Fabrik geh'n. Hab'n Sie sie nich' gesahn — gleich beim Bahnhof? Gruß genug is sie ja!"

Hunold bejahte. „Ich werde den Herrn Rentmeister aber doch lieber in seiner Wohnung erwarten," sagte er. Die Alte musterte ihn verwundert. Plötzlich verzog sich ihr faltiges Gesicht zu einem schlauen Schmunzeln.

„Wull'n Sie am Ende gor zum Fräulein?" erkundigte sie sich interessiert, und mit verstärkter Teilnahme glitten ihre Aeuglein über Hunolds Erscheinung.

Er beeilte sich, dem gefährlich werdenden Verhör zu entkommen.

„Ach — ist auch ein Fräulein da?" log er in heuchlerischer Frage, und schon war er ein paar Schritte weit von dem Dorfweiblein entfernt.

Er lachte im Weitergehen. Ein umgängliches Völkchen schienen die Bewohner der schlesischen Dörfer zu sein, gern bereit zu langen Reden, freundlich entgegenkommend dem Fremden, und mächtig neugierig. Und schlau!

Es kam ihm vor, als hätte die weltferne Alte sein tiefstes Geheimnis erraten.

Er war bis zu einem Seitenwege, der die Hauptstraße kreuzte, weiter gegangen und rief sich nun die erhaltenen Weisungen ins Gedächtnis zurück. Einzelne Schlagworte waren doch haften geblieben, und er wiederholte: „Bei Schulze - Hans - Kaspars - Anton rechts gehen, dann über eine Brücke, rechts, dann links, dann wieder geradeaus" — er sah sich hilflos um. Auf diese Weise würde er nie zu der Nixe gelangen. Aber hatte nicht Karla gesagt, das ehemalige Schloß liege am Ausgang des Dorfes? Also war das sicherste, er ging den Hauptweg in allen seinen Windungen entlang und versuchte keine Abkürzung.

Ja, wahrhaftig, langgestreckt waren die schlesischen Dörfer, das mußte Hunold ihnen zugestehen, als er nach einstündiger Wanderung seinen raschen Schritt hemmte. Er war sich schon wie verhext erschienen, verurteilt, Zeit seines Lebens zwischen Dorfhäusern umherzuirren und vergebens ein verwunschenes Schloß zu suchen.

Nun aber lag endlich das letzte, weiße, grünversteckte Häuschen hinter ihm, und vor ihm dehnte eine breite Wiese ihren feuchten Grund zu dem Bache, den Hunold schon im Dorf hatte auftauchen und immer wieder verschwinden sehen. Ein dicker Kranz enggedrängten Buschwerks wuchs am jenseitigen Ufer und wurde von den Kronen alter Linden überragt, und durch das grüne Gewirr schimmerte im Strahle der sinkenden Sonne ein graues Schieferdach.

Das mußten nun Park und Schloß von Ruhbrück sein.

Hunold ging auf dem schmalen Fußpfade, der den grünen Samt des Rasens durchschnitt, bis zu einer kleinen, einfachen Holzbrücke, unter der die Wellen des lustigen Baches die bereits weißgewaschenen Steine in seinem Bette beschäumten und dann eilig in die Weite stürmten. Er trat langsam über die Brücke in den Park.

Nun war er am Ziel, und angesichts der nahen Erfüllung wollte ihn ein Zagen überfallen. Bis jetzt hatte er fast instinktiv, wie getrieben von einem mächtigen Zauber, gehandelt, war wie ein Traumwandler durch die Tage gegangen, — wenn nun eine fremde Stimme ihn rief, ihn weckte und spöttisches Lachen um den Irregegangenen klang?

Er blieb auf dem schmalen Kiesweg zwischen zwei hart am Rande wachsenden Erlenbüschen stehen. So war er ungewollten Blicken verborgen; er selbst aber sah frei zum Schloß. Ein mächtiger Steinunterbau hob sich steil aus dem Rasengrunde des tiefgelegenen Parkes zu den hohen Fenstern des ersten Stockwerkes, und links stieg eine gewundene Treppe zu der Seitenfront hinauf. Rechts lief ein breiter Fahrweg an der Grenze des Parkes hin und führte jedenfalls in den vor dem Schloß gelegenen und hier nicht sichtbaren Wirtschaftshof.

Still und verschlossen lag das graue Haus im Abendfrieden. Niemand war an den Fenstern zu sehen. Hinter welchen der blinkenden Scheiben mochte wohl Karla wachen und träumen?

Hunold fuhr zusammen. Leichte Schritte knirschten auf dem harten Kies — und jetzt glühte es rot zwischen dem grünen Laube. Von den weichen Falten einer Seidenbluse ging das Schimmern aus — und nun tauchte eine dunkle Haarwelle auf und darunter ein zartes, junges Gesicht, blaßgetönt, mit vollen, roten Lippen.

Karla kam langsam den Parkpfad hinauf. Sie sah verträumt vor sich hin. Einmal glitt ein Lächeln über ihr stilles Gesicht, als belustige sie eine heitre Erinnerung, dann sah sie mit großen, fragenden Augen in die Weite, als suche sie dort ein Bild, das ihre Umgebung nicht bot.

Sie standen dicht vor einander und immer noch verbarg ihn die grüne Wand.

„Fräulein Karla," rief er gedämpften Tones. Sie fuhr in heftiger Bewegung zusammen. Er trat vor. Sie starrte ihn an wie eine schreckhafte Erscheinung. In dunkler Welle schlug ihr das Blut ins Gesicht.

„Erschrecken Sie vor mir?" fragte er weich und zärtlich. Da traf ihr Ohr der Ton, der wie eine nie verklingende, mahnende, die Sinne gefangennehmende Melodie seit den Tagen von Hela sie immer umklungen hatte. Er sah ihr in heißer Frage in die ungläubig schauenden Augen und faßte ihre Hand.

Ein leises Rauschen ging durch die Zweige, die sich tief auf den Kiesweg neigten, als wollten sie lauschen, und deren Blätter sich bereiteten, in letztem Lebenstrotz noch einmal in Rot und Gold aufzuleuchten, bevor sie niederflatterten auf den feuchten Boden, müde, reif zum Sterben.

Die beiden Menschen, deren Köpfe sie streiften, spürten nichts von dem Schwanenliede des Herbstes, das im Abendwinde an ihnen vorüberwehte, — in ihnen sang das Hohelied des Lebens und der Liebe, und sie fühlten sich Sieger über die Zeit und das Glück, während sie in leisen, abgebrochenen Worten von unbezwinglichem Sehnen, von dem unerträglichen Hinschleichen ihrer Tage seit der Trennung in Hela erzählten. (Schluß folgt)



Knappschaftslazarett des Oberschlesischen Knappschaftsvereins in Zabrze
Kochküche und Wasserturm
(Text S. 205)



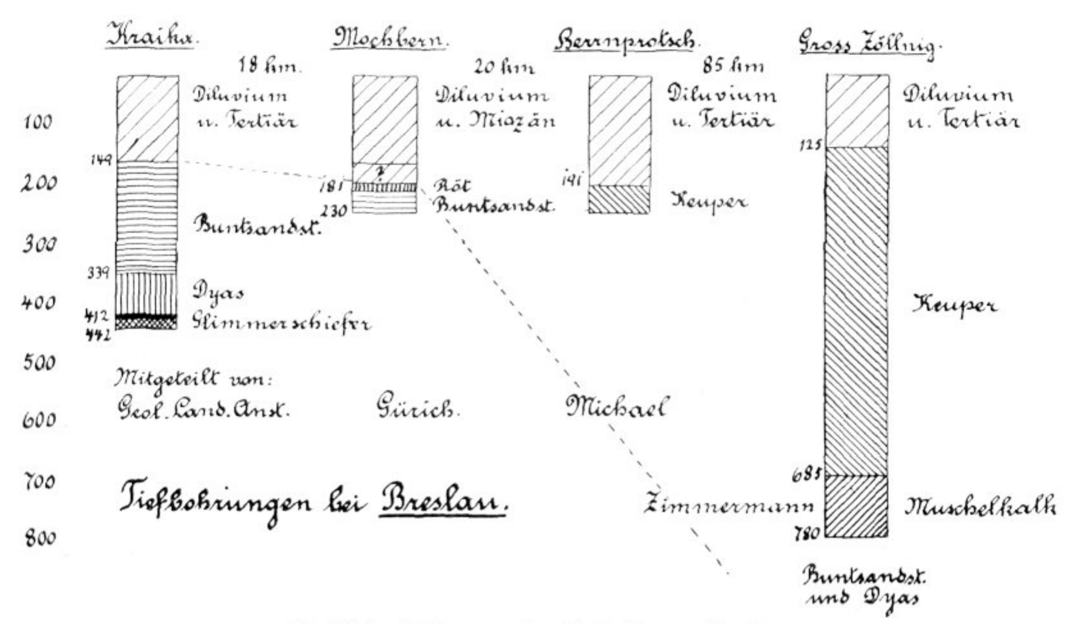

# Der Untergrund von Breslau

Von Professor Dr. G. Gürich in Hamburg

Angeregt durch einige neu angelegte Bohrlöcher bei Breslau komme ich auf diesen Gegenstand zurück, über den ich mich wiederholt geäußert habe.

In Breslau selbst und in der nächsten Nähe ist nur nach Wasser gebohrt worden. Wasser kann man in den sandigen und kiesigen Ablagerungen der Eiszeit, also innerhalb des Diluviums und ebenso in den Sanden der tertiären Braunkohlenformation fast allenthalben im Bereiche der schlesischen Ebene erwarten. Um dies festzustellen, dazu bedarf man keiner Wünschelrute.

Für andere Zwecke, etwa um die im tieferen Untergrunde vorhandenen Bodenschätze zu erforschen, sind bisher nur wenige Bohrungen ausgeführt worden. Es liegt am nächsten, hierbei etwa an das Vorhandensein von Steinkohlen zu denken. Die Steinkohlenflöze treten in der Reihe der die Erdkruste bildenden Schichten an einer ganz bestimmten und wohlbekannten Stelle auf. Sie werden, wenn alle Schichten lückenlos ausgebildet sind, von den nächstjüngeren Schichten überdeckt und von den nächstälteren unterlagert. Steht ein Bohrloch in den jüngeren Schichten, dann ist im allgemeinen noch immer die Aussicht vorhanden, darunter Steinkohlen zu finden. Diese Aussicht ist aber in Schlesien vollständig ausgeschlossen, wenn das Bohrloch ältere Schichten erreicht hat. Hat also hierbei das Bohrloch Steinkohlenschichten nicht angetroffen, so fehlt die Formation an dieser Stelle ganz; die Flöze sind entweder garnicht abgelagert worden, oder es hat eine nachträgliche Abtragung stattgefunden, ehe die jüngeren Schichten darüber entstehen konnten. In den Bohrlöchern vom Altvatergebirge aus nordwärts über Cosel bis Oppeln hat man in Bohrlöchern das Hangende, also die jüngeren Schichten, die sonst das Steinkohlengebirge bedecken, durchsunken, aber nicht die Steinkohlenschichten, sondern gleich deren Untergrund, nämlich Kulmschichten oder selbst, wie in Kraika bei Rotsürben, Grundgebirge und zwar Glimmerschiefer erreicht. Nun ist aber das oberschlesische Steinkohlengebirge in seiner ganzen Entwickelung, d. h. in Bezug auf die Beschaffenheit der die Schichten zusammensetzenden Gesteine und der Steinkohlenflöze selbst und dann namentlich in Bezug auf das Auftreten dünner Einlagerungen mit Resten einer Meeresfauna, dem Steinkohlengebirge im Ruhrrevier, in Belgien und in England so ähnlich, daß man einen ehemaligen Zusammenhang des ganzen Gebietes annehmen muß. Irgendwo im großen Bogen um Harz und Sudeten muß dieser Zusammenhang vorhanden sein oder vorhanden gewesen sein. Er kann verschwunden sein durch nachträgliche Abtragung infolge der Tätigkeit der Gewässer jüngerer Perioden. Ist der Zusammenhang




Profil der Bohrungen im Umkreise von Breslau

aber noch vorhanden, so sind die verbindenden Glieder in die Tiefe gesunken — es fragt sich nun, an welchem Punkte und bis zu welcher Tiefe. So hat man in Groß-Zöllnig bei Bernstadt ein tiefes Bohrloch bis 780 Meter niedergebracht, aber man ist weit im Hangenden des Steinkohlengebirges stecken geblieben, vielleicht noch einige hundert Meter davon entfernt.

Im Jahre 1909 ist in Klein-Mochbern eine Bohrung von 230 Meter Tiefe ausgeführt worden; hierbei konnte zum ersten Male das Liegende des Braunkohlengebirges unter Breslau nachgewiesen werden. Derartige Feststellungen sind schwierig, sobald die Bohrung mittels des Spülverfahrens vorgenommen wird, wobei das feste Gestein in der Tiefe durch Meißel kurz und klein geschlagen und das Zermalmungsprodukt mittels eines starken Wasserstromes nach oben gebracht wird. Die rötliche Farbe des zutage geförderten Bohrmehles wies auf eine Aenderung der Untergrundverhältnisse hin. Die Bohrunternehmer ließen sich zureden, eine Kernbohrung vorzunehmen; es wurde eine dolomitische Bank durchstoßen. An dem Kerne konnte ich Myophoria costata, ein bekanntes Leitfossil des Röt nachweisen, der die Unterlage des Muschelkalkes bildet; es war demnach der Buntsandstein erreicht.

Man braucht also hier nicht in allzu große Tiefen zu gehen, vielleicht 200 Meter weiter, um festzustellen, ob hier unter Breslau das Steinkohlengebirge vorhanden ist in einer Tiefe, die heutzutage den Bergbau nicht ausschließt — oder ob das Steinkohlengebirge hier fehlt und statt dessen seine Unterlage, der Kulm, wie in Oppeln, oder der Glimmerschiefer, wie bei Kraika, erreicht wird. Nach dem Bohrkerne muß man annehmen, daß die Schichten um etwa 20° einfallen, vorausgesetzt, daß die Bohrkrone die Gesteinsbank in der Tiefe ordnungsgemäß gefaßt hat.

Auch in einem zweiten Bohrloche, in Krietern, konnte ich die Schichten des Buntsandsteines — freilich fein zerrieben — in ähnlicher Ausbildung wie in Klein-Mochbern wiedererkennen. Dadurch ist zum ersten Male erwiesen, daß das geologische Niveau, in dem das Steinkohlengebirge erwartet werden kann, unter Breslau in nicht allzu großer Tiefe liegt. Ob aber die Steinkohlenschichten selbst vorhanden sind, das ist eine andere Frage, über die neue Bohrungen von genügender Tiefe hoffentlich bald Auskunft geben werden.





Holzbau vom Jahre 1790 in Lewin (Reinerzerstraße Nr. 149)

# Zur Geschichte des Wohnbaues in der Grafschaft Glatz

Von Professor R. Becker in Breslau

Martin Treblin hat in seiner Studie über „Bühne, Laube und Frankspitze an schlesischen Bauernhäusern“ im zweiten Jahrgang der Zeitschrift Schlesien S. 373 ff. einen wertvollen Beitrag zur Erforschung des schlesischen Hausbaues geliefert. Er bringt eine stattliche Reihe Abbildungen von bisher nicht veröffentlichten Häusern. Nur das eine „Haus mit Lâbe und Summerstibla in Lewin, Grafschaft Glatz“ hat bereits Lutsch im Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler, Breslau 1903, auf Tafel 71 abgebildet und im Textband S. 141 kurz gewürdigt, nachdem er schon 1888 in seinen Wanderungen durch Ost-Deutschland zur Erforschung volkstümlicher Bauweise S. 16—17 nachdrücklich auf die interessante Hausanlage hingewiesen hatte unter Beifügung einer „aus der Erinnerung wiedergegebenen“ Abbildung[1]).

Lehrreich ist ein Vergleich der Abbildungen im Bilderwerk und bei Treblin a. a. O. S. 382, Abb. 14, mit dem hier beigegebenen Bilde nach einer im Oktober 1908 gemachten photographischen Aufnahme[1]). Man erkennt deutlich, wie nach 1903 verschiedene Ausbesserungen an dem alten Holzgebäude vorgenommen worden sind. Das eigenste Wesen des Hauses ist, abgesehen von der zum Glück recht vergänglichen Uebertünchung des Erdgeschosses, unberührt geblieben. Aber die Tatsache der Ausbesserung legt doch den Wunsch nahe, daß den wirklich eigenartigen und wichtigen Holzbauten der Denkmalschutz zu Teil werden möge, der sie vor unverständiger Verstümmelung, weitgehender Entwertung und schließlich vor plötzlichem Abbruch bewahrt.

Das Lewiner Haus — Reinerzerstraße Nr. 149 — mit seiner von Stielen getragenen, durch ein Flugdächlein geschützten, rundbogigen Vorlaube, mit den die gefälligste Wirkung erzielenden ausgeschnittenen Brettern und den aufgenagelten Decklatten an den Giebeln — im kleinen Vorgarten steht ein hoher Kruzifixus aus Sandstein — bietet ein reizvolles Bild,

[1]) Vgl. auch das Bauernhaus im deutschen Reiche, herausgegeben vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine. Dresden 1906. S. 166.

[1]) Die photographischen Aufnahmen der Lewiner Häuser hat Herr Apotheker Wilhelm Boehnisch mit dankenswerter Bereitwilligkeit aus Liebe zur Sache ausgeführt.



Giebel des Hauses Reinerzerstraße Nr. 149 in Lewin

zu dessen Betrachtung der vorüberziehende Wanderer gern seine Schritte hemmt.

Das steinerne Kreuz ist laut Inschrift von Joseph Besser, Bürger und Stellmacher in Lewin, 1841 errichtet.

Und wie alt ist das Haus? Gerade die zuverlässige Beantwortung dieser Frage ist bei den noch erhaltenen volkstümlichen Holzbauten für deren Bewertung und richtige baugeschichtliche Beurteilung von höchster Wichtigkeit, von grundlegender Bedeutung. Und sie läßt sich für das Lewiner Haus, wenn sie auch im Bilderwerk fehlt, nachträglich noch mit voller Sicherheit geben. Dieses Haus trägt seine Zeitbestimmung auf einer langen Holzleiste, die in die rechtsseitige, der Straße zugewandte Giebelfläche unterhalb der Ausladung des oberen Giebeldreiecks quer eingesetzt ist. Auf diese Leiste, die schräg nach unten gestellt ist, wodurch ihre Oberfläche gegen den Einfluß des Wetters besser geschützt und von unten aus bequemer sichtbar wird, ist folgende dreizeilige Inschrift gemalt:

„Gelobet und gebenedeit sei die allerheiligste Dreifaltigkeit von nun an bis in alle Ewigkeit Amen // Unter euerm schutz stehet dieses Hauß die es mit andacht sprechen aus Jesus Maria Joseph // Gebet uns den Seegen allezeit, nach diesem Leben die Ewige Freid und Seeligkeit amen, 1790, den 24. Juny .//“

Als die photographische Aufnahme für das Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler angefertigt wurde, war die ganze Inschrift offenbar so verblichen, daß sie unbeachtet blieb. Jetzt ist sie nach sachgemäßer, im Jahre 1907 erfolgter Auffrischung nicht mehr zu übersehen. Man darf annehmen, daß sie ehedem nicht die einzige ihrer Art in Lewin gewesen ist. Aber die andern sind im Lauf der Zeit allmählich alle spurlos verschwunden.

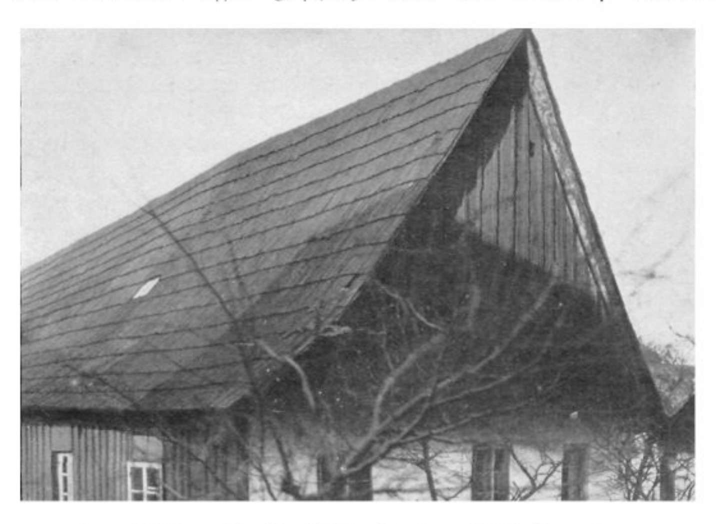
Aehnliche kürzere Inschriften habe ich in der Lewin benachbarten Stadt Reinerz an zwei in der Gießhübler Straße stehenden Häusern gefunden. Sie sind bei der ziemlich beträchtlichen Höhe der Giebel von der Straße aus nur dem bewaffneten Auge sicher lesbar.

Das eine Haus hat auf der Giebelquerleiste in einer Zeile die Inschrift: „Anno 1585 Erbauet Renovierdt Joseph Weltzel 1795“. Das Erdgeschoß ist massiv gebaut. Die fast bis zur Unkenntlichkeit übertünchten Sandstein-Einfassungen der Haustür und der Fenster mit ihrer schlichten Stabwerkprofilierung widersprechen der Zeitangabe im Giebel 1585 nicht.

An dem anderen Hause ist in dem spitzen, nach der Straße gerichteten Giebel auf der Querleiste die Inschrift: „Joseph Hermann 27. August 1793“ zu lesen. Vor und hinter derselben ist ein Blütenzweig auf das Holz gemalt.

So wird die Inschriftleiste zur Zierleiste.

Auch sonst sind Spuren von Verzierung an einzelnen Holzhäusern in Lewin zu bemerken. Man betrachte an dem Lewiner Hause Reinerzerstraße Nr. 149 einmal ganz genau — nicht den Seitengiebel mit der Inschrift, sondern den Frontgiebel über der Vorlaube, und man wird folgendes bemerken: Auf dem untersten Abschnitt der Bretter zwischen den aufgenagelten Decklatten sind kreisförmige Verzierungen über einander — sie wirken fast wie die Ziffer 8 — in das Holz, wie es scheint, eingebrannt.



Haus Bräuergasse Nr 37 in Lewin mit Dachbemalung



Die „Kaschelmühle" in Lewin (erbaut 1701)

Das Dach der älteren Lewiner Holzhäuser ragt durchschnittlich etwa 50 Zentimeter über die Giebel. An zwei solchen Häusern ist noch eine alte Bemalung der unteren Fläche des überragenden Daches wenigstens teilweise erhalten. Auf weißem Grunde sind Blumen, Blätter und Zweige schwarz gemalt. Das abgebildete Haus steht Bräuergasse 37.

Lutsch wies schon 1888 in seinen Wanderungen durch Ost-Deutschland usw. S. 12 darauf hin, daß Inschriften am Giebel, auf einem Querbrett aufgezeichnet, im Neuroder Kreise vorkommen. Es lohnte sich, eine Nachprüfung vorzunehmen, festzustellen, was jetzt noch erhalten ist, und die noch vorhandenen Inschriften zu sammeln. Ich habe bisher derartige Inschriften in Dörfern des Neuroder Kreises nicht gefunden.

Dagegen konnte ich bemerken, daß in dem Dorfe Deutsch-Tscherbeney, Kreis Glatz, der Brauch, im Giebel der Holzhäuser auf einer Querleiste einen Spruch, den Namen des Bauherrn, die Jahreszahl und Verzierungen anzubringen, eine gewisse Verbreitung hat. Aeltere Beispiele solcher Inschriften sind nicht mehr lesbar. Aber der alte, gute Brauch ist auch in der neueren Zeit beibehalten worden. Wenigstens zwei Beispiele seien erwähnt.

An dem einen Giebel liest man zwischen zwei Sternen in zwei Zeilen den Spruch: „An Gottes Segen ist alles gelegen"; darauf folgt das Müllerwappen, sodann in zwei Zeilen „Franz Sadlo Müllermeister 1855".

An dem andern Giebel steht rechts und links von dem Monogramm Christi zwischen zwei Sternen ( * I H S * ) „An Gottes Segen — „ist alles gelegen", darunter „Joseph Spata 1853".

Die deutsche Sprache beweist, daß hier wie in Lewin und Reinerz ein von Grund aus deutscher, nicht etwa tschechischer Brauch erhalten geblieben ist.

Diese Inschriften an Holzgiebeln in Dorf und Stadt haben denselben Inhalt wie die anderwärts an den Türeinfassungen, besonders an Sandsteinportalen vorkommenden Inschriften.

In einem einzelnen Falle, an dem Bürgerhause in Habelschwerdt, Ring Nr. 107, ist ein lateinischer Spruch mit Jahrzahl als langes Bandgesims zwischen der Fensterreihe des ersten und zweiten Obergeschosses angebracht, in großen Buchstaben wetterfest aus dem Putz der Fassade herausgearbeitet:

NON. DOMO. DOMINVS. SED. DNO. DOMVS.
HONESTANDA. EST. ANNO 1555.



Das Strauch'sche Haus (Ring Nr. 27) in Lewin
(Erbaut 1773)

Dieses Haus und seine Inschrift[1]) entstand also um dieselbe Zeit, in welcher auf dem Habelschwerdter Ringe die steinere Staupsäule mit der Inschrift Deus impios punit errichtet wurde.

Von älteren, sicher datierten Holzhäusern in Lewin kann ich nur noch eins namhaft machen, die sogenannte Kaschel-Mühle. Der wettersichere Schrotholzbau, der immer noch als Wohnhaus benutzt wird, trug bis vor kurzem die Jahrzahl 1701 auf der jetzt herabgenommenen Wetterfahne (Bild auf Seite 217).

Zusammenhängende Lauben vor den Häusern, Laubengänge sind in Lewin nicht mehr zu finden. Aber sie waren ehedem wenigstens am Ringe vorhanden, fielen jedoch schon 1772 einem verheerenden Brande, der 28 Privathäuser und 3 öffentliche Gebäude vernichtete, zum Opfer. Der hervorragende Glatzer Chronist Joseph Kögler, der, 1765 in Lewin geboren, 1817 als Pfarrer in Ullersdorf starb, berichtet 1793 in seinen Chroniken der Grafschaft Glatz S. 422 zweifellos die volle, unanfechtbare Wahrheit, wenn er schreibt, daß früher die Häuser, welche auf dem Ringe standen, alle nach alter Bauart von Holz und mit Lauben versehen waren. „Nach dem Brande von 1772 aber sind sie ohne Lauben, massiv und mit Ziegeln bedeckt, erbaut worden, so daß dieser Ort ein ziemlich gutes Ansehen hat."

Die bauliche Neuerung hatte übrigens eine weitere Neuerung für das Städtchen zur Folge. Denn am Wochenmarkte hatte vorher jeder Händler seinen angewiesenen Platz unter den Lauben der Ringhäuser gehabt. Da nunmehr geeignete Verkaufsplätze fehlten, wurden seit 1784 am Ringe 24 einzelne Bauden aufgestellt, für deren Benutzung die Händler einen Zins entrichten mußten. (Vgl. Mader, Chronik der Stadt Lewin, 2. Auflage, Lewin 1903. S. 22).

Daß in Lewin anstelle der abgebrannten Holzhäuser am Ringe massive Häuser errichtet wurden, geschah auf die Anordnung König Friedrichs des Großen hin. Die Stadt erhielt an königlichen Gnadengeschenksgeldern 32 523 Taler. (Vgl. Mader a. a. O. S. 73.) Daran erinnert noch jetzt an dem Hause Ring Nr. 18, wo das Feuer ausgebrochen war, das aus dem Mörtel herausgearbeitete Schriftband über dem Mittelfenster des ersten Stockwerkes mit der Inschrift:

GRATIA REGIS ÆDIVICATÆ (sic!).

Der Wiederaufbau der Häuser wurde dem Maurermeister Müller in Glatz übertragen und bis zum Jahre 1776 beendigt. Die ortsübliche Bauweise blieb auch nach den umfangreichen massiven Neubauten in Lewin der Holzbau. Beweis dafür sind das Haus Reinerzerstraße Nr. 149 vom Jahre 1790 und die ausdrückliche Mitteilung Köglers, daß 1793 Lewin aus 11 öffentlichen städtischen Gebäuden, 160 Bürgerhäusern und 8 andern kleinen Wohngebäuden bestand, von denen allen nur 33 massiv gebaut und 30 mit Ziegeln gedeckt, die übrigen von Schrotholz und mit Schindeln gedeckt waren. Noch jetzt umgeben die schlichten Bauten der Fridericianischen Zeit, hier und da durchsetzt mit modernen Zutaten und Neubauten, den Lewiner Ring. Es sind fast durchweg Häuser mit einem Obergeschoß, ohne Frontgiebel, mit mäßig steilem, nach dem Ringe zu abfallendem Ziegeldach in einer Art Kasernenstil nach einer Schablone in annähernd gleicher Höhe bei wechselnder Breite (3 bis 7 Fenster) erbaut.

Die beherrschende Mitte der oberen langen Häuserzeile nimmt das Haus Ring Nr. 27 ein, welches Kommerzienrat Ignatz Strauch 1773 ganz selbständig nach seinem Geschmack und nach besonderem Entwurf erbauen ließ. So

[1]) Vgl. Lutsch, Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien, II. S. 58. Die hier angegebene Lesart „rest. anno 1555", laut welcher das Jahr der Wiederherstellung, nicht der Erbauung des Hauses festgelegt würde, kann nicht aufrecht erhalten werden. Es ist kein Raum für ein r vor est vorhanden.

entstand das stattlichste Bürgerhaus Lewins, welches sich als Wohnsitz und Geschäftshaus des reichen Handelsherrn nachdrücklich geltend macht besonders auch neben dem nur durch ein Bürgerhaus von ihm getrennten Rathause, dessen Würde und Bedeutung allein sein Turm verrät.

Die acht Fenster breite Front des Strauchschen Hauses ist reich mit Sandstein- und Stuckverzierungen, besonders mit vier kräftigen Pilastern ausgestattet. Ueber dem Hauptgesims des Hauses steigt, von Pilastern eingefaßt, die Mitte der Fassade vier Fenster breit noch um ein Stockwerk auf, über welchem sich der Frontgiebel erhebt, rechts und links flankiert von dem zweigeschossigen Dache mit je einem künstlerisch ausgestalteten Fenster über dem Hauptgesims.

Die Giebelfläche trägt zwischen zwei ovalen Fenstern ein großes Gemälde in besonderer Umrahmung. Es stellt die von rechts nach links schreitenden Gestalten des heil. Joseph, des Jesuskindes und der heiligen Maria dar. Joseph, ein Bündel Werkzeuge an einem Stabe über dem Rücken tragend, geht voran; ihm folgt das Kind, von Maria geführt. Im Hintergrunde stehen zwei Palmen.

Der Schlußstein des Portals ist verziert mit Hauszeichen, Krone und Anker und einem Monogramm und trägt die Jahreszahl 1773. Beachtenswert sind die schmiedeeisernen Gitter vor den Fenstern des Erdgeschosses. Wertvoller noch ist das hinter der Hauslaterne fast unsichtbare schmiedeeiserne Gitter — Reben, Ranken, Weinlaub und eine große Weintraube — am Oberlicht der Haustür. Leider entspricht der Erhaltungszustand des längst nicht mehr sorgfältig gepflegten Hauses sehr wenig der Bedeutung, die es für Lewin dauernd besitzt als ein Wahrzeichen jener besten Zeit der kleinen Stadt, als sie Sitz und Mittelpunkt einer blühenden Leinwandindustrie war.

Sehr lohnend ist ein vergleichender Blick hin nach einem anderen Städtchen der Grafschaft Glatz, nach Mittelwalde, und auf dortige fast gleichzeitige Vorgänge.

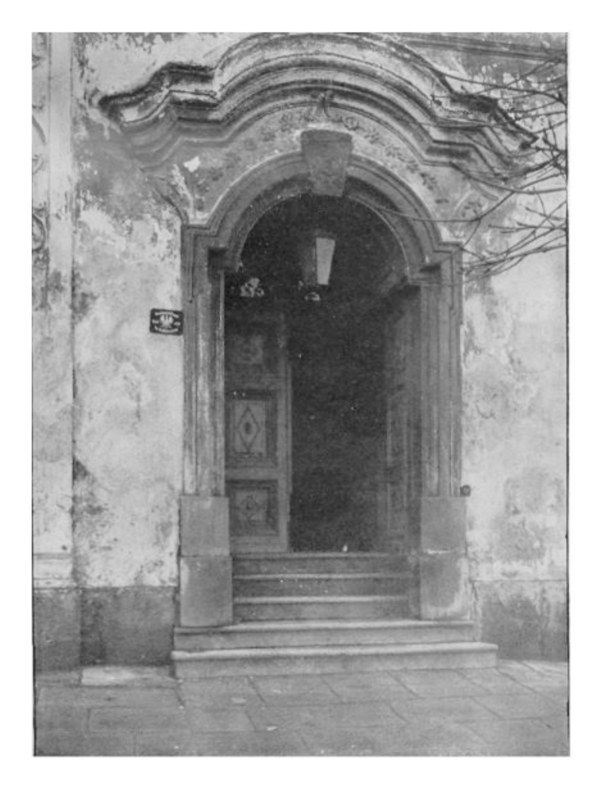
Nach Köglers Chroniken S. 398 brach am 13. April 1776 in Mittelwalde bei dem Kommerzienrat Ludwig Feuer aus, welches 46 Bürgerhäuser am Ringe und in der Obergasse einäscherte.

König Friedrich der Große gewährte den Abgebrannten ein Gnadengeschenk von 45 000 Talern[1]), so daß sie verhältnismäßig rasch die eingeäscherten Holzhäuser massiv aufbauen und mit Ziegeln decken konnten. Aber es entstehen

[1]) Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz. V. 1885/86. S. 112.



Gitterfenster im Erdgeschoß des Hauses Ring Nr. 27 in Lewin



Portal des Hauses mit dem Hauszeichen am Schlußstein

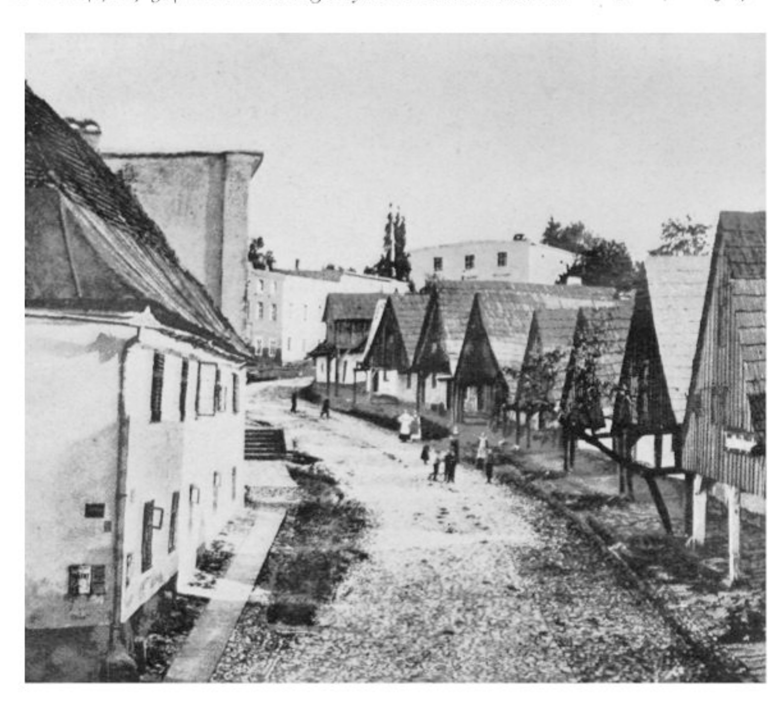


Die Ludwig'schen Häuser am Ringe in Mittelwalde

nur schablonenmäßig entworfene und recht anspruchslos ausgeführte Bauten wie in Lewin. Nur Kommerzienrat Ludwig[1]) baut zwei aneinanderstoßende Häuser nach selbständigem Plane und seinen kaufmännischen Zwecken entsprechend wieder auf. Und es ist interessant zu bemerken, wie dabei das ortsübliche Motiv des Laubenganges allerdings nicht wieder in Holz sondern in Stein von neuem angewandt wird, wie jeder religiöse Schmuck fernbleibt, während in Lewin Kommerzienrat Strauch auf erneute Anbringung des Laubenganges verzichtet, im damaligen Sinne ganz modern baut und für die Bemalung des Giebels mit einem religiösen Gegenstande Sorge trägt.

An der Ausmündung der Bahnhofstraße in den Ring stehend, kommen die Ludwigschen Häuser im ganzen Stadtbild von Mittelwalde noch jetzt als ein eigenartiges Element zu nachdrücklicher Geltung. Sie behaupten sich in ihrer schlichten und dauerhaften Gediegenheit als bürgerliche Wohnhäuser mit Ehren auch gegenüber dem gräflich Althann'schen Schloß oben am Ringe. Es sind zwei gleichartig gebaute Häuser mit einem Obergeschoß, jedes mit einem kleinen Turm auf dem wenig steilen, ausgedehnten Dache, welches unter sich weite Lagerräume birgt. Die lange, ununterbrochene, dreizehn Fenster zählende Front beider Häuser zeigt im Erdgeschoß einen breiten Laubengang mit elf von Sandstein-Pfeilern getragenen Bogenöffnungen von stattlicher Höhe. Der Laubengang hat Steingewölbe ebenso wie die dahinter liegenden tiefen Räume des Erdgeschosses.

Von dem Bau des reichen Mittelwalder Kaufherrn braucht man gar nicht weit, nur um die nächste Ecke rechts in die auf den Ring einmündende Straße zu gehen, und man steht vor Holzhäusern älteren Ursprungs, in denen noch jetzt der kleine Händler und Handwerker sein Heim hat. Hier, am Anfang der Grulicher Straße, zieht sich eine ununterbrochene Laubenreihe unter den nach der Straße gerichteten, ungleich hohen, spitzen Giebeln von neun Holzhäusern hin. Je zwei (an einem Hause drei) hölzerne Stiele ohne besondere Kunst- und Schmuck-



Laubenreihe am Anfang der Grulicher Straße in Mittelwalde

[1]) Die Inschrift seines Grabmals in der Begräbniskirche zu Mittelwalde bekundet Folgendes:
„Patri optimo qui saluti publicae suorumque vixit“. Joseph Christoph Ludwig, Königl. Preußischer Commerzien- und Conferenz-Rath, Kaufmann in Mittelwalde, Erb- und Gerichtsherr auf Neuwaltersdorf, Conradswalde, Reyersdorf und Brandvorwerk, Freygutsbesitzer zu Lauterbach und Wolmsdorf, geboren den 9. Jenner 1748 in Bobischau, gestorben den 9. Juny 1810 in Mittelwalde.“



Ehemalige Laubenhäuser in der Bahnhofstraße in Mittelwalde
(Abgebrochen zwischen 1905 und 1907)

formen tragen die Holzlauben in der Front. Zwischen je zwei Giebeln ragen die Traufrinnen, halbe, ausgehöhlte Baumstämme, weit hervor auf die Straße. In den Holzgiebeln der schindelgedeckten Häuser öffnen sich nach der Straße nicht blos die Fenster von Wohnstuben, sondern auch die Luken von Heu- und Schüttböden und der Taubenschlag. Unter den Lauben, in denen auf Holzbänken an der Hauswand die Bewohner bei Regen und bei Sonnenschein plaudernd und arbeitend sitzen, schreitet der Fuß über das festgetretene Erdreich, nur hier und da über Steinbelag.

Der ganze Eindruck dieser Laubenhäuser ist ärmlich und dürftig. Er ist in jeder Hinsicht weniger schmuck, als der Eindruck jener Mittelwalder Häuser, deren Abbildung im Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler, Breslau 1903, auf Tafel 71 veröffentlicht worden ist. Mit dieser Abbildung in der Hand ging ich durch die Straßen Mittelwaldes, um die schmucken Laubenhäuser ausfindig zu machen. Aber alles Suchen war vergeblich. Schließlich bemerkte ich in der Bahnhofstraße an einem Neubau dasselbe Firmenschild, welches das erste Laubenhaus der Abbildung an seinem Giebel trägt. Die Vergleichung der Terrainverhältnisse und schließlich örtliche Erkundigung ergaben, daß die auf Tafel 71 des Bilderwerks abgebildeten Laubenhäuser seit 1905 abgebrochen[1]) und durch moderne Bauten ersetzt sind. Zuletzt, erst 1907, wurde das vorgenannte Laubenhaus von seinem Schicksale ereilt. Zu bedauern ist, daß die von alters her ortsübliche Bauweise für die Neubauten keinerlei Berücksichtigung gefunden hat. Die Wünsche und Bedürfnisse der Gegenwart hätten auch bei Beibehaltung des das Straßenbild so belebenden Motivs der Laubenreihe keinerlei Beeinträchtigung zu erleiden gehabt. Der ganze Vorgang zeigt recht deutlich, daß der knappe Bestand an wertvollen Beispielen volkstümlichen Holzbaues in der Grafschaft Glatz in fürsorgliche Obhut zu nehmen ist, ehe er mit unheimlicher Schnelligkeit gänzlich beseitigt ist.

Lutsch konnte im Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien Bd. II. S. 65 aufgrund der im Jahre 1885 vorgenommenen Besichtigung zu Mittelwalde unter der Rubrik „Bürgerhäuser" noch bemerken: „In den an den Markt stoßenden Straßen sind vielfach Laubengänge vor den Häusern aus Holz erhalten." Jetzt ist der alte Bestand durch Abbruch, zum Teil auch durch die große Feuersbrunst von 1892, bis auf wenige Reste vernichtet[1]). Ich konnte außer der Laubenreihe in der Grulicher Straße nur noch vereinzelte schlichte Holzlaubenhäuser in der Bahnhofstraße, oben am Ring und in der Habelschwerdter Vorstadt bemerken. Somit bedarf also die Notiz in Dehio's Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. II: Nordostdeutschland, Berlin 1906, S. 300: „Vor den Bürgerhäusern Laubengänge aus Holz" sehr der Einschränkung. In dieser allgemeinen Fassung ist Dehio's Angabe nicht richtig, und sie ist geeignet, eine irrige Vorstellung von dem ganzen Mittelwalder Stadtbilde zu erwecken.

[1]) Der Ort, wo diese Häuser gestanden haben, ist dauernd gekennzeichnet durch ein altes Standbild des heiligen Johannes von Nepomuk, welches unberührt an seinem Platze in der Bahnhofstraße verblieben ist. Unmittelbar unterhalb desselben standen die Häuser.

[1]) Auch die Laubenhäuser, von denen Lutsch in seinen Wanderungen durch Ostdeutschland usw. S. 15 eine Skizze gibt, sind nicht mehr vorhanden.

# Der Wirtshausmusikant

Eine Erzählung von Gustav Barinka

Ich habe eine sehr schöne Heimat. Ein kleines, heimliches Städtchen im Glatzer Gebirgskessel, mit blitzblank geputzten, bescheidenen Häuschen, die sich an dem Ufer eines rauschenden Gebirgsbaches gruppieren. Rings umgeben von bewaldetem Bergland, das sich terrassenförmig auftürmt bis in die Region der Zwergtanne. Durch die schmalen Straßen des Städtchens zieht erfrischender Harzduft, den die Nadelwälder, die sich bis an das Städtchen erstrecken, ausströmen. Dort habe ich meine Kinderzeit verlebt, dort habe ich in dem Schatten hundertjähriger, knorriger Fichten geträumt.

Das letzte Haus am oberen Ende des Städtchens war meine Geburtsstätte. Hart daneben lag der Friedhof. Jetzt ist er längst aufgelassen, und auch mein Geburtshaus ist nicht mehr das letzte im Orte. An dem Friedhofe vorbei windet sich, entlang dem Bache, eine Straße hinauf ins Gebirge, und an dieser Straße, wenige Schritte von meinem Geburtshause entfernt, an einer alten Weide hängt ein Marterl.

Wohl nur wenige, die vorübergehen, mögen es bemerken; denn es hängt ziemlich versteckt, und im Sommer wird es überdies fast ganz verdeckt von den Wildlingen, die rings um die Weide aus deren Wurzeln wuchern. Und von den wenigen, die es bemerken, mag es wohl selten einer beachten. Es wäre auch heute schwer, den Zweck dieses schlichten Denkmals zu entziffern; denn Sturm und Wetter haben Inschrift und Malerei arg zugerichtet. Ich aber werfe immer einen Blick hinüber, wenn ich vorbeigehe, und ich kenne auch die Inschrift: „Vinzenz Kneifel erfror hier in der Christnacht 1883. O Christ, bete ein Vaterun'er für seine arme Seele", so stand es einst leserlich auf der heute morschen Holztafel, und über dieser Inschrift hing ein plump ausgeführtes Gemälde, das einen Mann im Schnee, an einem Baumstamme kauernd, vorstellen sollte.

Ob wohl heute noch jemand im ganzen Städtchen außer mir an den alten Kneifel denken mag? Kaum, und doch war er einst eine bekannte Persönlichkeit des Ortes. Er war eine jener Erscheinungen, die durch das Seltsame ihres Wesens und ihrer Kleidung die öffentliche Aufmerksamkeit herausfordern und der Schuljugend zum Gespötte dienen. Heute noch sehe ich die kleine o-beinige Gestalt deutlich vor mir, bekleidet mit einem buntfarbigen, phantastischen Anzuge, mit dem wirrhaarigen, stets nickenden Kopfe, aus dem zwei ausdruckslose, graublaue Augen und eine gerötete, beständig zitternde Adlernase hervorschauten. Unterm Arm trug er eine schmutzige, alte Hirtenflöte, die er sich wohl einst selbst verfertigt haben mochte. Kneifel war Musikant. Schon seit Jahren spielte er an den Nachmittagen in einer Schenke am Ende des Ortes, und manches Kupferstück fiel in seinen Teller.

Es lag seinen Zuhörern offenbar wenig an Abwechslung; denn immer waren es dieselben primitiven Melodien. Der Reiz seines Vortrages lag allein in seinen Gesten und Bewegungen. Wenn es verlangt wurde, so stellte er sich auf einen Tisch, hob auf Kommando bald das rechte, bald das linke Bein und tanzte wohl auch beim Spiele. Und dabei lachte er beständig und schnitt Grimassen.

Nur wenn die Nacht heranzurücken begann, wurde er ernst und trübsinnig. Dann packte er schweigend seinen Verdienst zusammen, nahm seine Flöte unter den Arm und verließ die Schenke. Kein Reichtum der Erde wäre imstande gewesen, ihn zurückzuhalten. Diese Zeit gehörte ihm. Kopfnickend und vor sich hinmurmelnd, lenkte er die Schritte seinem Wohnhause zu, das dem Friedhofe gegenüber am anderen Ufer des Baches in einem schmalen Seitentale lag. Und wenn dann in den warmen Jahreszeiten die Nacht hell und lind war, dann konnte man vom Friedhofe herüber die Töne seiner Flöte vernehmen, aber sie klang ganz anders als im Wirtshause, obwohl es dieselben Weisen waren, die er spielte. Es lag eine schwermütige Sehnsucht in ihnen.

Oft in der Nacht, wenn ich bei offenen Fenstern schlief und plötzlich aufwachte, habe ich den Klängen seiner Flöte gelauscht. Sie stimmten mich gar seltsam. Eigentümliche, fremdartige Gefühle weckten sie in mir. Oft konnte ich dann stundenlang nicht schlafen. Gar zu gerne hätte ich etwas aus Kneifels Vorleben erfahren. Aber so unklar und verworren wie sein Gedächtnis, war auch die Geschichte seines Lebens. Niemand wußte darüber etwas Bestimmtes. Als Knabe soll er Hirte beim Schulzen des Nachbardorfes gewesen sein. Wie dann plötzlich des Schulzen Tochter, der er einst bei einem Hochwasser das Leben gerettet hat, in die Stadt heiratete, soll er, so erzählte man, seinen Dienst gekündigt und kurze Zeit ein liederliches Leben

geführt haben. Tag und Nacht habe er sich in den Gassen des Städtchens in völlig berauschtem Zustande herumgewälzt und öffentliches Aergernis gegeben. Und plötzlich sei die Katastrophe gekommen. Sein Geist habe sich verdüstert. Sonderbar war es, daß die geistige Umnachtung Kneifels mit dem Todestage der verheirateten Tochter seines gewesenen Dienstherrn zusammentraf. Mehr wußte man nicht.

In der Zeit, als ich Kneifel kannte, mied er jedes berauschende Getränk. Ein einziges Mal war es einigen Gasthausgästen gelungen, ihn zu berauschen. Damals hatte er sich wie wahnsinnig benommen. Die ganze Nacht hatte er im Städtchen Flöte geblasen und dabei bitterlich geweint.

Ich besuchte zu jener Zeit noch die Volksschule, und es war mir und meinen Kollegen das größte Vergnügen, Kneifel zu hänseln. Wehe ihm, wenn ihn der Zufall in den Schwarm der aus der Schule heimkehrenden Kinder führte. Dann war er bald von den ärgsten Rangen des Ortes umringt, die ihn, den Schutzlosen, schreiend und johlend heimbegleiteten.

„Vinzenz Kneifel,
Bist a ormer Teifel,
Bläst gor schien die Flaute
Für die tute Braute,"

klang es ihm dann vielstimmig entgegen. Und je mehr er mit seinem Stocke drohte, je zorniger seine sonst gutmütig blöden Augen wurden, umso ärger klang das Gejohle, das ihn begleitete.

Eines Tages, als wir den armen Mann wieder fast zur Verzweiflung getrieben hatten, gelang es Oberförsters Alfred, der unser Anführer bei allen Bubenstreichen war, ihm die Flöte zu entreißen. Da fing der alte Mann plötzlich laut zu jammern an, warf sich auf die Knie und bat weinend mit aufgehobenen Händen um sein Eigentum. Dabei fiel auf mich ein bitterböser Blick aus seinen Augen, der mich bis ins Innerste traf. Beschämt, ohne ein Wort zu sprechen, verließ ich damals meine Kameraden und ging heim. Lange Zeit konnte ich diesen Blick nicht aus dem Gedächtnis bringen, und ich nahm mir ernstlich vor, Kneifel nicht mehr zu hänseln.

* * *

Es war am Nachmittage vor Weihnachten. Der Bach war festgefroren, und wir Kinder vergnügten uns auf der glatten Eisdecke. Die Erwartung der Weihnachtsbescherung warf einen Freudenschimmer auf unsere Kindergesichter. Zuhause herrschte fieberhafte Tätigkeit. Geheimnisvolle Dinge gingen vor, und man hatte uns ins Freie geschickt, um ungestört zu sein. Oberförsters Alfred führte, wie immer, das große Wort. Er nahm eine bevorzugte Stellung unter uns ein, weil er der Sohn wohlhabender Eltern war und sich manchen Luxus erlauben konnte. Es schien uns auch, daß er in der Schule bevorzugt werde. Er war der einzige unter uns, der sich des Besitzes zweier Schlittschuhe erfreute, und war nicht wenig stolz darauf. Wir anderen fuhren nur auf einem hölzernen Schlittschuh mit Eisenlauf am rechten Fuße und halfen mit dem linken nach. Mancher neidische Blick fiel auf den Bevorzugten, der kühn unter uns umherkreiste. Ich freute mich im stillen, daß ich ihm in dieser Beziehung bald ebenbürtig sein werde. Ich hatte zu Hause den Weihnachtswunsch geäußert, Schlittschuhe zu besitzen, und hatte berechtigte Hoffnung. Mein Vater war zu Mittag aus dem Hause gewesen, und mir war es aufgefallen, daß, solange er weg war, nur ein Sonntagsschuh von mir im Kasten stand. Auch hatte ich nach seiner Rückkehr ein verheißendes Geklapper im Nebenzimmer vernommen.

Drum war ich an diesem Tage versöhnlich gelaunt und verkehrte mit Alfred kameradschaftlich, obwohl ich seit Wochen nicht gut auf ihn zu sprechen war. Er hatte mir zu Beginn jenes Winters einmal am Wege von der Schule in die Mütze gespien, und ich war dann mit der Mütze in der Hand barköpfig nach Hause gegangen und hatte mich dabei stark erkältet. Ich mochte Alfred auch sonst nie recht leiden. Es war seine üble Gewohnheit, seinen Begleitern am Wege ein Bein zu stellen und seine Sitznachbarn in der Schule während des Gebetes in die Hüften zu zwicken.

Alfred wurde an jenem Nachmittage von seinen Freunden besonders umschwärmt. Er hatte zuhause seinem Vater aus der Jagdtasche Kognak gemaust und ließ sich auch herbei, einen oder den anderen seiner besonders intimen Freunde auf ihr Bitten einen Schluck kosten zu lassen. Das trug zur allgemeinen Fröhlichkeit viel bei, und bald herrschte eine ausgelassene Stimmung unter uns.

Schon begann allmählich die Abenddämmerung hereinzubrechen, und einige unter uns schickten sich zum Heimwege an, da scholl plötzlich der Ausruf „Kneifel Vinz" durch die übermütige Schar. Dieser Ruf wirkte wie ein Signal. Im Nu befanden sich alle auf der Straße und umschwärmten den armen Flötisten, der, von der Stadt kommend, seinem Wohnhause zustrebte. Ein ohrenbetäubender Lärm umgab ihn, und in allen Variationen bekam er sein Spottgedicht zu hören. Am ärgsten von allen trieb es dabei Alfred, der offenbar zu tief in Vaters Kognakflasche geschaut hatte.

Ich versuchte es, Alfred abzuhalten; aber dieser erklärte mir, daß Kneifel gar nicht so harmlos und unschuldig sei, wie man allgemein glaube. Schon mehrere Male habe ihn Alfreds Vater im Walde beim Holzdiebstahle ertappt, und wenn dies noch einmal geschehen würde, so werde man ihn anzeigen, und er werde ins Loch marschieren müssen. Das allerdings erschien mir einleuchtend, und ich versuchte nicht mehr, einen Mann zu schützen, der sich als Dieb meine Achtung verscherzt hatte.

Es dauerte nicht lange, so hatte man Kneifel die Flöte entrissen. Nun erreichte die Hetze ihren Gipfelpunkt. Der alte Musikant verlegte sich aufs Bitten und Jammern. Aber es war umsonst. Alfred war auf die Weide, die am Rande des Baches stand, geklettert und hatte die Flöte an einer Schnur dort aufgehängt. Urdrollig nahm es sich aus, wie Kneifel an dem Stamme der Weide hinaufhüpfte, um sein kostbares Gut zu erreichen, und bei jedem seiner Springversuche erscholl übermütiges Gelächter.

Plötzlich jauchzte Alfred auf. Offenbar hatte er eine gute Idee bekommen. Er trat auf den Mann zu und hielt ihm die Kognakflasche entgegen. „Kneifel Vinz, trink die Flasche aus, und du kriegst deine Flöte“, rief er ihm zu. Kneifel sträubte sich, soviel er konnte. Er bat, er bettelte; aber es half nichts: Alfred verharrte bei seinem Verlangen. Lange überlegte Kneifel, was er tun solle, immer wieder und wieder begann er zu bitten; als aber seine Peiniger Miene machten, heimzugehen und ihn bei der für ihn unerreichbaren Flöte allein zu lassen, griff er nach der Flasche, und unter dem Freudengejohle der Schuljugend trank er und trank noch einmal und trank die Flasche leer. Darauf gab man ihm seine Flöte zurück. Unterdessen war es ziemlich dunkel geworden, und einer nach dem anderen verließ den Platz. Kneifel blieb allein zurück. Er stand, an die Weide gelehnt, mit verzerrten Gesichtszügen, mit der Hand sein Instrument krampfhaft umklammernd, und starrte mit blöden, glänzenden Augen ins Leere.

* * *

Wie groß war doch meine Freude an jenem Abend, als sich auf das von Minute zu Minute fieberhaft erwartete, silberhelle Glockenzeichen hin die Tür zum Nebenzimmer öffnete, und eine Flut von glänzendem Kerzenlicht mir entgegenströmte. Wie betäubt stand ich eine Zeitlang vor dem mit glänzendem Flitterwerk und Näschereien reich behangenen Tannenbaume.

Dann blickte ich zu Boden und — da lag die Erfüllung meines Wunsches, ein Paar blanker Schlittschuhe, vom neuesten System, ganz aus Stahl verfertigt. Jubelnd hob ich sie auf und betrachtete sie von allen Seiten. Und wie einfach die Handhabung war! Ein einziger Druck auf eine Feder genügte, um sie an den Sohlen zu befestigen.

Ich schnallte die Schlittschuhe an und ging im Zimmer auf und ab. Es war ein eigenes, erhebendes Gefühl, auf stählernen Sohlen einherzustolzieren. Man sah auch viel größer aus als sonst. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen. Ich mußte sie heute noch vor der Haustüre auf dem festgetretenen Schnee probieren.

Es war eine bitterkalte Nacht. Der Sturm wühlte den hartgefrorenen Schnee auf und peitschte ihn in wagrechter Richtung durch die Luft. Dabei heulte er entsetzlich. Ich stieg die Türstufen vorsichtig herab. Einen Augenblick ließ der Sturm nach, und ich wollte eben den ersten Schritt versuchen. Da klang ein langgezogener Ton an mein Ohr, und ich erschrak. Das war Kneifels Flöte. Vom Bache herauf kam ihr Klang. Schweigend ging ich in die Stube und war von diesem Augenblicke an wortkarg. Man wunderte sich über mein verändertes Wesen. Ich konnte und wollte nicht sagen, was in mir vorging; ich schämte mich. Und doch wäre ich am liebsten zu dem armen Narren am Bache hinuntergegangen und hätte ihn heimgeführt.

Damals habe ich sehr schlecht geschlafen. Fortwährend mußte ich an den Unglücklichen denken. Erst gegen Morgen schlief ich ein. Als ich am nächsten Tage erwachte, war ich beruhigt. Unter dem Einflusse des sonnigen Wintertages gewann die Weihnachtsfreude bald bei mir die Oberhand. Ich kleidete mich an, nahm meine Schlittschuhe unter den Arm und ging zum Bache hinunter. Dort war eine Menschenmenge angesammelt, und in ihrer Mitte lag Kneifel Vinzenz, die Flöte in der Hand, beim Stamme der Weide erfroren. Auch Alfred sah ich unter der Menge. Aber er blickte mich nicht an und schlich sich unbemerkt davon. Ich ging schweigend wieder heim. Ich konnte die Leiche nicht ansehen. An jener Stelle bin ich niemals wieder auf dem Eise gewesen. Die ganze Weihnachtsfreude hatte mir dieser Fall verdorben.

Im Frühjahr wurde dann an dem Stamme der Weide ein Marterl befestigt. Lange Zeit vermied ich es, an jener Stelle vorbeizugehen. Und wenn ich einmal dort vorbeimußte, dann blickte ich scheu zur Seite. Erst viele Jahre später schwand dieser Druck von meinem Gewissen, erst dann, als ich glaubte, daß die Zeit längst meiner Schuld nachgeeilt sei und sie getilgt habe.

## Kleinstadt

Durch die dunklen Lauben schleicht die Nacht,
Morsche Häusergiebel knistern leise,
Neckend raunt der Nachtwind seine Weise,
Schweigend hält das alte Rathaus Wacht.

Müde blicken erdenwärts die Sterne,
Stille ringsum; nur vom Turme schallt
Dumpf die Glocke, und ein Echo hallt
Eines Hornes Rufen aus der Ferne — — —

Fritz Ernst

# Theaterintendant oder Theaterpächter?

Von Dr. Erich Freund in Breslau

Das Deutsche Reich zählt fünf große städtische Theaterbetriebe: Hamburg, Frankfurt a. M., Köln, Leipzig und Breslau. Von ihnen sind drei entweder bereits zum Intendanten-System übergegangen oder stehen im Begriff, diesen wichtigen Schritt zu tun. Auch von den mittleren Stadttheatern werden eine ganze Reihe — ich nenne Straßburg i. E., Mannheim, Barmen, Krefeld, Erfurt, Kolmar, Freiburg i. B., Lübeck — durch Intendanten verwaltet. Kein Zweifel also, daß die Zeichen der Zeit dem städtischen Theaterbeamten weit günstiger sind, als dem städtischen Theaterpächter. Das auch auf dem Gebiet des Theaterbetriebs sich immer stärker regende, soziale Empfinden verlangt in erster Linie, daß die Stadt in ihrem eigenen Hause die moralisch und finanziell verantwortliche Herrin sei, und daneben stellen die künstlerischen Rücksichten die gleiche Forderung. Ein lehrreiches Vorkommnis aus jüngster Vergangenheit sei hier als charakteristisches Beispiel dafür angeführt, wie überaus nützlich es ist, wenn die städtischen Behörden in der Lage sind, auch rein künstlerische Entscheidungen von allgemeiner Bedeutung selbständig, unter Umständen sogar gegen den Willen ihres Beauftragten zu fällen.

Der Kölner Intendant Martersteig hatte sich zum Wortführer der Sonderinteressen von Wahnfried gemacht und im Bühnenverein (dem Direktoren-Verband) den Antrag gestellt, den „Parsifal“ auch über 1913 hinaus für Bayreuth zu reservieren. Alle deutschen Theaterleiter sollten sich nämlich verpflichten, das Bühnenweihfestspiel nach seiner Freigabe an ihren Bühnen nicht aufzuführen. Damit wäre das deutsche Volk des ihm gesetzlich zustehenden Rechts beraubt worden, vom Jahre 1913 an das letzte Werk Richard Wagners endlich auch außerhalb Bayreuths, also ohne besondere Opfer an Zeit und Geld, kennen zu lernen.

Noch ehe sich aber der Bühnenverein in dieser Sache schlüssig werden konnte, faßte die Kölner Kommunalverwaltung, also die Behörde gerade derjenigen Stadt, in der Herr Martersteig amtierte, einen Beschluß, der die etwaige Annahme der Vorschläge Martersteigs durch den Bühnenverein von vornherein illusorisch machte. Sie beauftragte nämlich ihren Intendanten, den „Parsifal“ nach Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist sobald wie möglich in würdiger Form in Köln zu Gehör zu bringen. Da Herr Martersteig demnächst Köln mit Leipzig vertauscht, ein Entschluß, an welchem vielleicht auch das eben geschilderte Ereignis einen bescheidenen Anteil hat, so wird sein Nachfolger die jenem auferlegte Pflicht übernehmen. Köln aber hat seinen Bürgern und allen deutschen Volksgenossen einen außerordentlich wichtigen Dienst erwiesen, den es ihnen nicht hätte erweisen können, wenn statt eines Intendanten ein Pächter die städtischen Theater Kölns leiten würde.

Die Frage nun, ob für die Stadt Breslau das Intendanz-System nützlicher wäre, als das zur Zeit geltende Pachtsystem, ist in der Theorie sehr rasch zu gunsten des ersteren beantwortet. Ein Intendant mit festem Einkommen, der um die eigene Tasche nicht zu sorgen braucht, vermag künstlerisch viel freier zu disponieren als der Pächter, der sein geschäftliches Interesse gar nicht außer Acht lassen darf. Eine Stadt, die ihren Theatermitgliedern ganzjährige Verträge bietet, ist beim Engagement guter Solisten eine viel mächtigere Konkurrentin für die Hoftheater, als der Pächter, der nur 8 oder 9 Monate im Jahre spielen kann. Wichtiger fast noch

als die Soliſtenbeſchaffung iſt für einen großzügigen, vornehmen Theaterbetrieb ein möglichſt ſtabiles Orcheſter und Chorperſonal. Bühnen, die im Sommer keine Gagen zahlen, müſſen es ſich gefallen laſſen, daß ſie Jahr um Jahr gerade ihre beſten Inſtrumentaliſten und Chorſänger an die Theater verlieren, die ihnen ein Jahreseinkommen und Penſionsverſorgung zu bieten haben, müſſen alſo damit rechnen, daß ſie in jedem Winter ſelbſt die im Spielplan „ſtehenden“ Werke neu zu ſtudieren haben, eine Notwendigkeit, die ſtets Monate hindurch hemmend auf die Geſtaltung des Spielplans einwirkt. Welcher Theaterfreund würde ferner nicht wünſchen, die Werke unſerer dramatiſchen und muſikaliſchen Meiſter in einem würdigen ſzeniſchen Rahmen zu ſehen! Der Pächter, der vielleicht den gleichen Wunſch hegt, kann ihn ſich und ſeinem Publikum entweder gar nicht oder nur teilweiſe erfüllen, ſelbſt wenn er einen ſtädtiſchen Beitrag zur Fundusbeſchaffung erhält. Eine gerade in letzter Zeit ſich reſolut meldende, ſoziale Forderung lautet, daß nicht nur die männlichen, ſondern auch die weiblichen Bühnenmitglieder zum mindeſten die „hiſtoriſchen“ Gewänder geſtellt erhalten. Auch der Theaterdirektor, der dieſe Forderung als durchaus berechtigt anerkennt, wird ſich gegen ihre Verwirklichung ſträuben, da ſie ihm weitere Opfer auferlegt, oder aber er wird mit neuen Subventionsforderungen an die Stadt herantreten, die für beide Teile nicht zu den Erſprießlichkeiten des Daſeins gehören. Bergen ſie doch den Keim zu allerhand ärgerlichen Konflikten oder gar zu kulturfeindlichen Steuern, wie der ſogenannten „Luſtbarkeitsſteuer“, in ſich. In allen dieſen und in vielen anderen Dingen, bei denen das „liebe Geld“ ſeine dominierende Rolle ſpielt, iſt der Intendant nur der perſönlich unintereſſierte Mittler des Wollens und Könnens der Stadt. Er braucht keine Bücher vorzulegen, um den Verdacht zu entkräften, als ob er vom egoiſtiſchen Standpunkte aus Wünſche verſagte, die er vielleicht doch befriedigen könnte.

In Breslau ſtehen jedoch die Ausſichten des ſchönen, aber koſtſpieligen Intendanz-Syſtems in der Praxis ganz ungewöhnlich ſchlecht. Erſtens, weil Breslau keine reiche Stadt iſt, und zweitens, drittens und viertens, weil es nur über ein eigenes Theater verfügt. Die Kommune wendet jetzt bereits für ihre Bühne alljährlich folgende Summen auf: 55 000 Mark an Elektrizität, Waſſer und barer Subvention, 50 000 Mark Fundus-zuſchuß, und 15 000 Mark Sommerſubvention für Chor und Orcheſter (eine Spende, die übrigens für ihren Zweck, die beiden Körperſchaften im Sommer beieinander zu halten, nicht ausreicht und daher als halbe Maßregel keinen rechten Sinn hat). Wieviel würde nun der Uebergang zum Intendanz-Syſtem mehr koſten? Eine Wahrſcheinlichkeitsberechnung antwortet: 20 000 Mark Gehalt für den Intendanten (Frankfurt zahlt ſeinen zwei Intendanten je 22 000 Mark, Köln einem Intendanten 25 000, Leipzig 30 000 Mk.), weitere 15 000 Mark an Sommergage für Chor und Orcheſter, 10 000 Mark für hiſtoriſche Damenkoſtüme und — 100 000 Mark für Deckung des rechneriſchen Defizits. Dabei iſt noch nicht einmal die Koſtenfrage der Neuinſzenierungen berückſichtigt. Der einer neuen Ausſtattung dringend bedürftige „Nibelungen-Ring“ würde zum Beiſpiel 50 000 Mk. beanſpruchen, ſollte er ſelbſt nur im mäßigen Glanze erſtrahlen. Eine ſtilechte Inſzenierung der wichtigſten klaſſiſchen Dramen, die bei uns beſonders im Argen liegen, wäre natürlich mit noch viel größeren Aufwendungen verbunden. Von dieſen Fundusſorgen ganz abgeſehen, müßte die Stadt alſo ungefähr 260 000 Mark jährlich hergeben, um ihrem Intendanten eine anſtändige Führung des Theaters zu ermöglichen. Dieſer für unſere Budget-Verhältniſſe enorme Betrag ergibt ſich in erſter Linie aus dem bereits erwähnten fatalen Umſtande, daß Breslau nur über ein Bühnenhaus verfügt und dennoch ihrem Intendanten (gleich dem Pächter) die Verpflichtung auferlegen muß, Oper und klaſſiſches Schauſpiel mit einem Gagenetat von monatlich rund 80 000 Mark in dieſem einzigen Bühnenhauſe zu pflegen. Der jetzige Pächter kann allenfalls dieſer Forderung nachkommen, da er ſein Schauſpielperſonal noch für zwei andere ihm untertänige Bühnen verwendet. Mit dem Augenblick, in welchem ein anderer Pächter oder ein Intendant die ſtädtiſche Bühne übernähme und ſeine Schauſpieler an den fünf oder ſechs Opernabenden der Woche ſpazierengehen laſſen müßte, würde das Geſpenſt des oben bezeichneten rechneriſchen Defizits von 100 000 Mark (es können natürlich auch 80 000 oder 150 000 ſein, je nach dem Geſchäftsgang!) zur höchſt unangenehmen Wirklichkeit werden.

Hier zeigen ſich zum erſten Male deutlich die Folgen des ſchweren Fehlers, den die Stadt begangen hat, als ſie trotz mancher günſtigen Gelegenheit verabſäumte, ein zweites Theater zu bauen, zu kaufen oder zu pachten. Köln und Frankfurt ſtellen ihren Intendanten je zwei Bühnen zur Verfügung, Leipzig wird dem ſeinigen ſogar drei Theater übergeben. Unſere Kommune hat eben die hochwichtige Theaterfrage zu lange als nebenſächliche

und lästige Angelegenheit behandelt und ihren jetzigen Pächter allmählich in eine unangreifbare Position gelangen lassen. Herr Direktor Loewe gebietet zur Zeit über zwei, schon vom Mai 1911 ab über alle drei Privattheater Breslaus, ist also der übermächtige Konkurrent der Stadt, sobald er sich als Pächter von ihr oder diese sich von ihm lösen will. Selbst wenn das Stadttheater dann trotz Billettsteuer und Preiserhöhung täglich ausverkauft wäre — ein immerhin etwas unwahrscheinlicher Fall! — so würden sich dennoch die nötigen Aufwendungen, sobald es allein auf sich angewiesen ist, beträchtlich höher stellen, als die bisherigen. Man mag die künstlerischen Leistungen und die Spielplan-Maßnahmen des den ganzen Breslauer Theaterbetrieb bald wieder allein verwaltenden Mannes beurteilen, wie man will, die Tatsache bleibt bestehen, daß er das Heft in der Hand hat.

Herr Direktor Loewe entwirft für die Zukunft den ersprießlichen Plan, in seinem Theaterquartett die Kunstgattungen reinlich von einander zu scheiden. Das Stadttheater soll der Oper, das Lobetheater dem Schauspiel, das Schauspielhaus der Operette vorbehalten bleiben. Dieser Plan würde den Vorteil zeitigen, das Stadttheater von jeglichem Schauspiel-Etat zu entlasten und der gegenwärtigen Schauspiel-Misere ein Ende zu bereiten. Denn das Drama würde fortan wieder ein eigenes Haus zur alleinigen Verfügung haben. Dazu gehört aber, daß die Stadt ihren Pächter von der Verpflichtung entbindet, im Stadttheater das klassische Drama zu geben. Es heißt, daß die Stadt zu diesem Entgegenkommen nicht geneigt ist. Entsteht nun hieraus ein Konflikt, das heißt, kündigt die Stadt oder Herr Dr. Loewe den zwischen beiden geschlossenen Vertrag, so ist das Stadttheater fortan auf sich allein angewiesen. Die Stadt wird dann ganz nach Belieben einen anderen Pächter suchen oder einen Intendanten anstellen. In jedem der beiden Fäl'e muß sie dem neuen Manne die Pflege des klassischen Dramas vorschreiben. Denn sonst würde, da Herr Dr. Loewe nicht gezwungen werden kann, in seinem Privatreiche die Klassiker zu beherbergen, der unerhörte Fall eintreten, daß in einer großen Theaterstadt die Altmeister der Dramen-Literatur heimatlos wären! Der Pächter müßte also, da er mit den Einnahmen eines Hauses und der jetzigen Subvention ein großes Opern- und ein großes Schauspiel-Personal nicht bezahlen kann, einen bedeutend höheren Zuschuß von der Stadt verlangen, oder aber die Leistungen des städtischen Theaters auf ein unerträglich niederes Niveau herabdrücken. Welche Lasten die an sich erstrebenswerte Einführung der Intendanz der Stadt auferlegen würde, habe ich bereits ausgeführt. Es bedarf keiner weiteren Darlegung, daß bei der eben angedeuteten Eventualität unbedingt die Einrichtung einer Intendanz zu befürworten wäre. Denn bei gleichen künstlerischen Leistungen würden auch die Zuschüsse für den Pächter, wie für den Intendanten ungefähr die gleichen sein müssen.

Als Folgeerscheinung der bisherigen kurzsichtigen städtischen Theaterpolitik ergibt sich also, daß die unmittelbar bevorstehende Vereinigung aller vier Breslauer Bühnen in einer Hand für unsere finanzielle Situation tatsächlich die weitaus günstigste Lösung ist. Als Ideal bleibt freilich die Abtrennung des Stadttheaters von den drei Privattheatern zu wünschen, dazu die Bestallung eines künstlerisch weitschauenden, in Verwaltungsfragen selbständigen, nur in der Einhaltung der großen Richtlinien zu kontrollierenden, finanziell, vielleicht durch eine Tantieme an den Mehreinnahmen oder an dem — geringeren Defizit (siehe Leipzig), zu interessierenden Intendanten. Aber dann heißt es für die arme Wratislawia: „Tue Geld in deinen Beutel!" Das jüngst geprägte Scherzwort, daß die Breslauer gerne mehr verlangen, als sie bezahlen wollen, darf nicht zur Wahrheit werden.

# Gerhard Hauptmanns Roman „Emanuel Quint"

Von Fritz Seger in Berlin

Des sollt ihr billig fröhlich sein,
Daß Gott mit euch ist worden ein;
Er ist geborn' eu'r Fleisch und Blut,
Eu'r Bruder ist das ewig Gut.

M. Luther

In der kleinen Novelle Hauptmanns „Der Apostel", die vor 20 Jahren geschrieben ist, liegt der Keim des großen Romans „Der Narr in Christo". Die Essenz des neuen umfangreichen Werkes könnte nicht reiner dargereicht werden, als dort in der knappen Studie aus der Werdezeit des Dichters geschehen ist. So erkennt man die zähe Stetigkeit des Wachstums in der Seele unseres Dichters, doch auch — denn augenfälliger noch als die Aehnlichkeiten sind die Verschiedenheiten der beiden

Werke — die Weite und Fülle dieses Wachstums, die Kraftzunahme und Verinnerlichung dieses Menschen.

Im „Apostel" noch ist die ungemeine Formgewandtheit, die virtuose Meisterung der Sprache auffallend. Es ist, als wäre der junge Künstler in sich soeben dieser Kraft gewahr worden und genösse die Freude, daß auch er, wie andere vor ihm, die Sprache willkürlich beherrsche und Bilder der Landschaft und der Seele hervorzaubern und durcheinander zu einer einheitlichen Stimmung verweben könne.

Es scheint bereits ein kleines Meisterstück, dieser „Apostel", aber es ist noch nicht ganz selbständig, nicht ganz persönlich Gerhard Hauptmanns. Vielleicht gibt es nur ein Muster in der deutschen Literatur, das ihm damals vorgeschwebt haben könnte, und das wäre dann Georg Büchners fragmentarische Skizze „Lenz." Und gewiß hat Hauptmann schon im „Apostel" seinen Lehrer an Meisterschaft übertroffen, — denn jeder Satz bei ihm ist klingend dem Herzen entsprungen, nirgends steht eine Silbe zu viel oder zu wenig, und Büchners genialem Entwurf fehlt sicherlich der letzte Schliff. Allein, daß wir beim „Apostel" an einen andern Dichter erinnert werden, das bezeichnet den wesentlichen Abstand zwischen dem Jugendwerk und dem jetzt erschienenen „Emanuel Quint."

Denn dieser Roman, darüber kann kein Zweifel sein, ist äußerlich und innerlich das ureigene Geschöpf seines Dichters. Solch Buch hat noch kein Mensch geschrieben! Nur Gerhard Hauptmann konnte und mußte dies schreiben. Er allein war berufen, dieses Thema zu wählen: den Kampf der reinen Jesusseele gegen die harten, habsüchtigen Sinne der Menschen und die friedliche Lösung des Ringens zwischen der Verehrung überirdischen Geistes und der Liebe zu allem Lebendigen, allem Leuchtenden, Sonnenhaften.

Man mag tadeln und aussetzen, was man will an diesem letzten und schwersten Band unseres gestaltenreichsten Dichters. Die Eigenwüchsigkeit kann man nicht bestreiten. Vielleicht ist es nach den aus andern anerkannten Meisterwerken abgeleiteten Gesetzen kein guter Roman: zu breit, zu lang, zu plump gegliedert. Das Auf- und Abschwellen der agierenden Kräfte, die Verteilung von Licht und Schatten mag ungefällig sein, die ästhetische Wirkung darum vielfach ausbleiben. Vielleicht ist es überhaupt kein Kunstwerk. Ist die Bibel eins? Ein einzelnes Evangelium etwa? — der Zarathustra? — In welche Bücherreihe bring ich dergleichen? Sollte nicht der Lebenslauf dieses armen Emanuel, dessen Liebe zu Christus so groß ist wie seine Geduld mit den Menschen, groß und ohne Schwanken ihn ganz ausfüllend, gleichfalls eine göttliche Offenbarung, nichts mehr und nichts weniger, bedeuten? Wer sich dazu frei genug fühlt, der betrachte nur dieses Buch nicht anders als das Evangelium einer starken Persönlichkeit, das als göttliche Offenbarung bestehen will. Mit jener herben Wahrhaftigkeit und Treue gegen die echte Eigenart, die sich an keine hergebrachten und störenden Gesetze bindet, sondern alle in sich selbst sucht, ist dies Buch geschrieben, und selten, sehr selten nur wird man solche feste Gewissenhaftigkeit gegen das Heiligste und Ungekünstelte im Menschen mit gleicher Einsicht und Kenntnis gepaart finden. Hier tritt hinter dem Menschen Gerhart Hauptmann der Künstler und Schriftsteller zurück; wenn er sich auch nicht gerade verleugnet. Manche Bilder und Szenen sind mit magischer Kunst ausgeführt. Es ist Schönheit und Fülle ausgestreut, nur scheint dies mehr zufällig als absichtlich. Als sollte der Leser glauben, ein Dilettant, der nicht Bescheid wüßte in der Technik des Bücherschreibens, und dem es auf nichts ankäme, als auf die Tatsache und Deutlichkeit der Wahrheit, habe dies Buch geschrieben, und nicht ein Dichter, der mit allen Geheimnissen der Worte so wohl vertraut ist, daß er sie tanzen und singen, oder schreien und sich überschlagen lassen könnte, wann und wie er wollte. Es könnte scheinen, nicht ein reifer Künstler, der seine Stimmung und damit die des Lesers zu kommandieren imstande ist, sondern ein gewöhnlicher, rechtschaffener Chronist habe den Roman verfaßt. Um die Wahrheit zu reden und von seiner Ehrlichkeit zu überzeugen, hat der Dichter auf bestrickenden Glanz verzichtet. Jede aufmunternde Abschweifung von seinem Thema hat er sich versagt. Mit unbeirrbarem Willen geht er seinen geraden, weiten Weg, keinem zackigen Gipfel und keiner düsteren Steppe ausweichend, immer an der Hand dieses himmlischen Landstreichers Emanuel! — Und jeder Schritt ist wie eine Antwort auf die leidige Frage unserer Zeit nach dem Leben Jesu. Die Tausend und Abertausend geschwätzigen Leute, die laut und leise fragen: hat Jesus gelebt? — sie sollten hineinhorchen in dieses Buch und das Geheimnis vernehmen: „Jesus, der Gesalbte, ist stets unter uns, aber ihr Christen schlagt vor ihm die Türe zu und nennt ihn einen Narren." So klar, so einem jeden anschaulich und verständlich ist dies Wort noch nirgends ausgesprochen worden als von Hauptmann. Und doch, es ist schon kein Zweifel mehr darüber, auch ihn wird man mißverstehen, mißdeuten und falsch auslegen.